

HEYNE <

Das Buch

Das kleine Mädchen Ayla ist die einzige Überlebende ihres Stammes, der bei einem Erdbeben vernichtet wird. Verwirrt läuft sie weg, bis sie, völlig entkräftet, von einem Höhlenlöwen angegriffen wird. Zur gleichen Zeit ist der Clan des Bären auf der Suche nach einer neuen Höhle. Unterwegs finden einige Clanmitglieder Ayla, und sie beschließen, das Mädchen trotz seines andersartigen Aussehens mitzunehmen. Die Medizinfrau Iza wird zur Mutter für Ayla und bringt ihr zusammen mit Creb, ihrem Bruder, die Zeichensprache und die Verhaltensweisen des Clans bei. Ayla versucht, sich diesen strengen Regeln zu unterwerfen, aber immer wieder fällt sie negativ auf. Zudem entpuppt sich die Fremde als überdurchschnittlich intelligent und wird damit für die Männer des Clans zu einer unmittelbaren Bedrohung ihrer Vormachtstellung – besonders für Broud, den Sohn des Clanführers ...

Die Autorin

Jean Marie Auel wurde 1936 in Chicago geboren. Die fünffache Mutter arbeitete nach ihrer Universitätsausbildung zunächst als Kreditmanagerin, bevor sie Schriftstellerin wurde. Ihr erstes Buch, *Ayla und der Clan des Bären*, war ein sofortiger Erfolg. Inzwischen ist Jean M. Auel eine Spezialistin urzeitlicher Geschichte. Sie nahm an Überlebenstrainings nach dem Vorbild der Urmenschen teil und reiste zu Recherchezwecken an viele prähistorisch bedeutende Orte u. a. in Frankreich, Deutschland und Russland. J. M. Auels Menschheits saga »Die Kinder der Erde« erreichte bisher eine Weltauflage von über 45 Millionen Exemplaren; ihre Bücher wurden in 22 Sprachen übersetzt.

Zum Zyklus gehören folgende Titel (in dieser Reihenfolge): *Ayla und der Clan des Bären - Ayla und das Tal der Pferde - Ayla und die Mammutjäger - Ayla und das Tal der Großen Mutter – Ayla und der Stein des Feuers und Ayla und das Lied der Höhlen.*

Große Website unter www.aylaswelt.de

JEAN M. AUDEL

Ayla
UND DER CLAN
DES BÄREN

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Mechthild Sandberg

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THE CLAN OF THE CAVE BEAR
erschien im Verlag Crown Publishers, Inc., New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

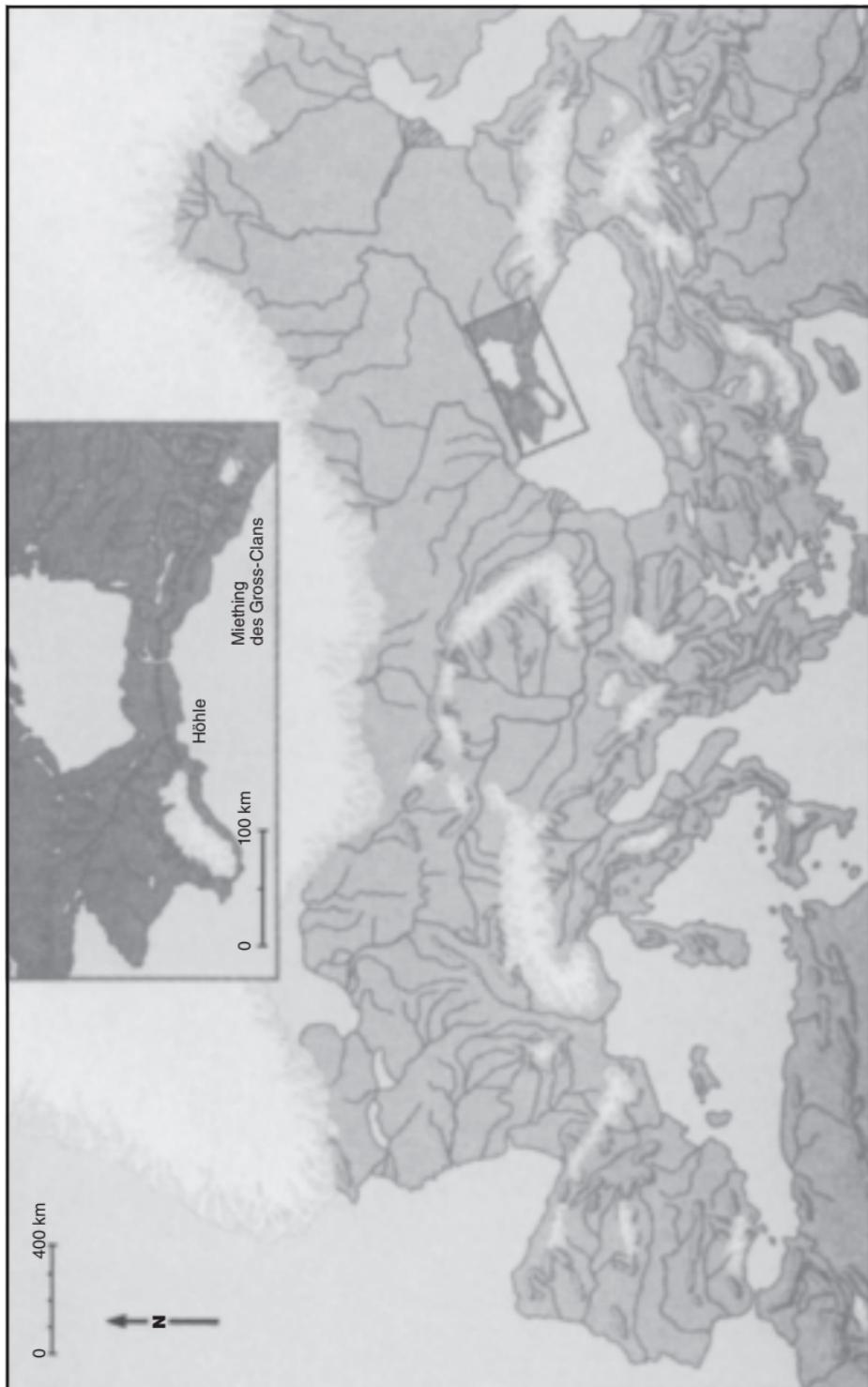
15. Auflage

Taschenbuchausgabe 05/2002
Copyright © 1980 by Jean M. Auel
Copyright © der deutschen Übersetzung 1981 by
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Copyright © dieser Ausgabe 1986
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlagillustration: Larry Rostant
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-21525-2

www.heyne.de

*Ray gewidmet,
meinem schlechtesten Kritiker
und besten Freund*



1. KAPITEL

Nackt lief das Kind aus dem mit Fell überspannten Einschluß der Felsenhöhle zu dem steinigen Stück Strand an der Biegung des kleinen Flusses. Es schaute nicht zurück. Niemals wäre es ihm in den Kopf gekommen, seine Behausung und deren Bewohner könnten verlorengehen.

Plantschend watete es in den Fluss, spürte, wie Steine und Sand des steil abfallenden Betts unter seinen Füßen ins Rutschen kamen. Es tauchte ins kalte Wasser und kam prustend wieder hoch, schwamm dann mit sicheren, ausgreifenden Zügen das gegenüberliegende Ufer an. Noch vor dem Laufen hatte es Schwimmen gelernt. Wasser war sein Element, denn häufig kam es vor, dass ein Fluss nur schwimmend überquert werden konnte.

Eine Weile paddelte das kleine Mädchen von einem Ufer zum anderen und ließ sich dann von der Strömung flussabwärts tragen. Dort, wo das Gewässer breiter wurde und sprudelnd über Felsbrocken sprang, unterbrach es seine Fahrt, watete zur Böschung zurück und begann, Kieselsteine zu sammeln. Gerade hatte es ein Steinchen auf den Haufen besonders bunter Kiesel gelegt, als sich plötzlich der Boden bewegte.

Erstaunt sah die Kleine, wie der Stein ganz von selbst wieder herunterkollerte, starrte verwundert auf die kleine Kieselpyramide, die ins Wackeln geriet und in sich zusammenfiel. Erst da wurde sie gewahr, dass die schwankende Bewegung auch von ihr Besitz ergriffen hatte. Aber noch immer war sie mehr verwirrt als beängstigt. Mit großen Augen um sich blickend, suchte sie das, was ihre Welt auf einmal so veränderte. Der Boden durfte sich doch nicht bewegen!

Das Gewässer, kurz zuvor nur leicht gekräuselt, brodelte plötzlich. Ungestüme Wellen schwappten über die Böschung. Das Flussbett stemmte sich unter der Erschütterung gegen die Strömung, sodass vom Grunde Schlamm

emporgerissen wurde. Wie von unsichtbarer Hand geschüttelt, erzitterten die Büsche an den Ufern flussaufwärts, und flussabwärts sprangen kopfgroße Steine in die Luft. Die himmelhohen Nadelbäume des Waldes, in den der Fluss sich hineingefressen hatte, taumelten, eine Riesentanne nahe dem Ufer, deren Wurzeln von den Schmelzwassern kahl gespült waren und nichts mehr greifen konnten, neigte sich langsam zur anderen Seite hinüber. Ein sirrendes Pfeifen erfüllte die Luft, als sie dort aufschlug, eine zitternde Brücke über dem kochenden Fluss. Und noch immer schwankte der Boden.

Die Kleine steckte den Kopf zwischen die Schultern. Ihr Magen flatterte und krampfte sich zusammen. Angst kroch hoch. Sie wollte auf die Beine kommen, fiel jedoch wieder um, aus dem Gleichgewicht gebracht durch dieses grässliche Schwanken. Noch ein Versuch, und sie schaffte es. Auf zitternden Beinen blieb sie stehen, wagte nicht, auch nur einen Schritt zu machen.

Als sie dann auf allen vieren zur Felsenhöhle kroch, die etwas oberhalb des Flusses lag, vernahm sie ein unterdrücktes Grollen, das in Windeseile zu einem ohrenbetäubenden Donnern anschwell. Ein saurer Geruch von Feuchtigkeit und Fäulnis, ekelerregend wie der frühe Atem einer gähnenden Erde, stieg aus der Spalte auf, die sich plötzlich vor ihr im Boden auftat. Mit leerem Blick verfolgte das Mädchen, wie Erde, Steine und kleine Bäume in die gähnende Kluft stürzten, die unter gewaltigen Zuckungen aufgeplatzt war.

Der fellüberspannte Vorbau, nun am anderen Rand des Abgrunds, neigte sich, als ein Teil des Gesteins fortgerissen wurde. Die armdicke Astgabel schwankte unschlüssig; dann knickte sie um und verschwand in der Erdwunde, mit sich reißend die Fellplane und alles, was sich darunter befand. Zuletzt rutschte der ganze Felsen mit schrillum Getöse in die Tiefe. Zitternd, die Augen weit aufgerissen vor Entsetzen, sah die Kleine zu, wie das klaffende, stinkende Maul alles verschlang, was ihr bisher Nahrung und Wärme gegeben hatte.

Plötzliches Begreifen überwältigte sie, und im donnern-

den Tumult des berstenden Felsens war für sie nicht auszumachen, ob der Schrei, der in ihren Ohren gellte, wirklich ihr eigener war. Irgendwie schaffte sie sich an den Rand des Abgrunds, doch die Erde bäumte sich auf und schleuderte sie nieder. Verzweifelt krallte sie sich in den Boden, versuchte, auf der lebendig gewordenen, sich umschichtenden Erde Halt zu finden. Dann schloss sich die Schlucht, das Donnern verebbte, die bebende Erde beruhigte sich.

Zitternd vor Angst, lag das Kind bäuchlings in der weichen, feuchten Erde, die aufgewühlt war von den plötzlichen Stößen, die das Land aufgebrochen hatten, allein nun in einer Wildnis grasiger Steppen und verstreut stehender Wälder. Gletscher glänzten von weit her, sandten Eiseskälte aus. Tiere, unvorstellbar viele, durchstreiften die weiten Ebenen, auch räuberische waren darunter. Und Menschen? Die wenigen, die es hier gab, hatte die Erde gefressen. Nur das Kind war noch da, und niemand würde kommen, es zu suchen.

Wieder erzitterte der sich allmählich setzende Grund. Aus der Tiefe hörte das Kind ein dumpfes Grollen, als verdaute die Erde den hastig verschlungenen Fraß. Entsetzt sprang es auf, voller Angst, dass sich der Boden erneut öffnete. Ungläubig blickte es auf die Stelle, wo Felsen, Vorbau und Höhle gewesen waren. Aufgeworfene Erde und entwurzelte Sträucher – sonst nichts! Das Wasser schoss ihm aus den Augen, als es zurück zum Fluss rannte und sich aufschluchzend in den Schlamm wühlte.

Doch die durchweichte Böschung bot nicht den geringsten Schutz. Ein weiteres Beben, schwerer diesmal, erschütterte den Boden. Das kleine Mädchen krümmte sich, als eisiges Wasser auf seinen nackten Körper klatschte. Panik in den Augen, sprang es auf die Beine. Nur fort von hier! Aber wohin?

An dem steinigen Ufer gediehen keine Pflanzen, gab es keine Büsche; flussaufwärts jedoch waren die Ufer von Sträuchern überwuchert, an denen schon die ersten neuen Blätter sprossen. Wie schon immer in seinem Leben, suchte nun das Kind die Nähe des Wassers, doch das Geschlingel der dornigen Büsche war undurchdringlich. Aus tränen-

feuchten Augen blickte es in die andere Richtung, hin zum Wald aus hohen Nadelbäumen.

Schmale Sonnenstrahlen fielen zwischen den sich gegenseitig bedrängenden Zweigen der dicht stehenden Bäume hindurch, die zum Fluss hin wuchsen. Fast kein Unterholz gab's in dem schattendunklen Wald, viele der Bäume hatten gelitten.

Einige waren umgestürzt, andere neigten sich gefährlich, gehalten von ihren Nachbarn, die noch fest verwurzelt waren. Jenseits von diesem Baumgewirr stand finsterner Wald, nicht einladender als der Busch stromaufwärts. Unentschlossen spähte das Kind zuerst in die eine, dann in die andere Richtung. Welche war wohl besser? Wo waren Wärme und Schutz?

Ein erneutes Zittern beendete die Unentschlossenheit des Mädchens. Es warf noch einen letzten Blick auf das zerschlagene Land und lief dann in den Wald.

Vom dumpfen Rumpeln der sich langsam beruhigenden Erde angetrieben, folgte die Kleine dem Lauf des Wassers und hielt nur kurz an, um hastig den Durst zu löschen. Die riesigen, stolzen Tannen, die das Beben aus dem Boden gerissen hatte, lagen niedergestreckt im Unterholz. Wieder und wieder mussten in weitem Bogen die Krater umgangen werden, die das gewaltige Wurzelwerk der stürzenden Bäume, das immer noch feuchte Erde und kleine Steine umschlang, aufgerissen hatte.

Gegen Abend verloren sich die Spuren der Zerstörung; kaum noch entwurzelte Bäume und versprengte Felsbrocken. Das Wasser floss klarer. Als man nicht mal mehr die Hand vor den Augen sehen konnte, hielt die Kleine an und sank erschöpft auf den Waldboden. Das dauernde Laufen hatte sie warm gehalten, jetzt aber begann sie zu zittern; viele winzige Höcker fühlte sie auf ihrer Haut. Die Kälte der Nacht. Schnell scharfte sie eine Mulde im weichen Waldboden, legte sich hinein, zog die Beine fest an den Bauch und nahm die Nase zwischen die Knie. Zuletzt warf sie noch mehrere Hand voll Tannennadeln über sich.

Doch so müde sie auch war, die Angst hielt sie wach, die

jetzt hochkroch in ihr und sich auszubreiten begann. Mucks-mäuschenstill lag sie da, die Augen weit offen, und musste zusehen, wie die Finsternis rundum dichter wurde. Keine Regung, kaum zu atmen getraute sie sich.

Noch nie war sie nachts allein gewesen; immer hatte ein Feuer gebrannt, um die bedrohliche Dunkelheit abzuwehren. Und plötzlich saß die Angst in ihrer Kehle. In Weinkrämpfen, schluchzend und schniefend, würgte sie dieses entsetzliche Gefühl heraus. Dann schief sie erschöpft und erleichtert ein. Neugierig beschnupperte ein kleines Nachtier das Kind, das nichts davon spürte.

Die Erde aber hatte noch immer nicht zur Ruhe gefunden. Fernes Grollen aus grässlichsten Tiefen setzte sich als Albtraum im Kopf des Kindes fort. Schreiend erwachte es, fuhr hoch, wollte fliehen, doch seine aufgerissenen Augen sahen ebenso wenig wie durch die geschlossenen Lider. Wo war sie denn? Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Warum konnte man nichts sehen? Wieso waren da nicht die sorgenden Hände, die sie trösteten, wenn sie nachts erwachte? Langsam dämmerte ihr die Erinnerung an die Schrecknisse ihrer Lage. Zitternd vor Furcht und Kälte, kauerte sie sich zusammen und verkroch sich wieder unter der Nadeldecke des Waldes. Als die ersten schwachen Lichtstreifen des Morgens den Horizont markierten, schlief das Mädchen fest.

Nur mit Mühe drang der Tag in die Tiefen des Waldes vor. Als das Kind erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, durch das dunkle Laubdach der dickstämmigen Bäume jedoch nur schwer auszumachen. Gestern, als das Tageslicht verglüht war, hatte sich die Kleine weit vom Fluss entfernt. Und wieder regte sich die Angst, als sie sich jetzt umsah und ringsum nichts als Bäume erblickte, die sich breitbeinig ihr entgegenstellten.

Sie hatte Durst. Ihre geschärften Sinne vernahmen plötzlich ein leichtes Plätschern, dem sie folgte und nach einer Weile voller Erleichterung als Stimme ihres Flusses lauthals Begeisterung zollte. Hier am Ufer war sie zwar nicht weniger verloren als im Wald, aber es verschaffte ein beruhigendes

Gefühl, die Führung dem vertrauten Element zu überlassen. Sie konnte auch ihren Durst stillen, solange sie in seiner Nähe blieb. Doch gegen ihren Hunger half es nicht.

Sie wusste, dass es Grünpflanzen und Wurzeln gab, die man essen konnte, aber niemand hatte ihr gezeigt, welche davon schmackhaft waren. Das erste Blättchen, an dem sie knabberte, schmeckte bitter und brannte auf der Zunge. Schnell spie sie es aus und spülte sich den Mund. Nach dieser wenig ermutigenden Erfahrung hatte sie keine Lust, ein anderes Kraut zu versuchen, und trank stattdessen nochmals reichlich, nur um sich den Magen zu füllen. Dann machte sie sich wieder auf, stromabwärts, immer dicht am Wasser, welches das Sonnenlicht gleißend zurückwarf. Als die Nacht kam, buddelte sich die Kleine im nadeligen Boden eine Kuhle und rollte sich darin zusammen.

Und wieder lag ihr eisige Furcht im Magen, an dem wütend der Hunger zerrte. Noch nie war sie so verängstigt, nie so hungrig gewesen, noch nie so allein. Diese Erfahrung war für das Kind so überwältigend, dass die Erinnerung an dieses Erdbeben und das Leben zuvor aus seinem Kopf verschwand. Dort saßen Angst und Verzweiflung, die sie nur dem Augenblick entgegenleben ließen, alle Sinne allein darauf gerichtet, das nächste Hindernis zu überwinden, den nächsten Seitenarm des Flusses zu überqueren, den nächsten Baumstumpf zu überklettern. Nur dem Fluss nach!, war des Mädchens einziger Gedanke, nicht, weil er es zu einem bestimmten Ziele führen sollte, sondern weil es das Einzige war, was ihm eine Richtung gab, eine Möglichkeit zu handeln.

Irgendwann steigerte sich die Leere in seinem Magen zu einem dumpfen Schmerz, der das Hirn betäubte. Hin und wieder weinte es, während es vorwärtsstolperte, und die Tränen spurten weiße Streifen auf dem zerkratzten grauen Gesicht des Mädchens, dessen Körper lehmüberkrustet war wie das Haar, das einmal beinahe weiß gewesen und so fein und weich, ihm aber jetzt, mit Tannennadeln, Ästchen und Dreck verfilzt, am Kopfe klebte.

Das Vorwärtkommen wurde schwieriger, als der Wald

von lichterem Gelände abgelöst wurde. Den nadelübersäten Boden nahmen nun Grasflächen in Besitz, die von fast undurchdringlichem Gesträuch überwuchert waren, aus dem sich hochgewachsene, kleinblättrige Laubbäume herausgeschafft hatten. Wenn es wieder einmal regnete, hockte sich das Kind in den Windschatten eines umgestürzten Baumes, eines Felsens, manchmal auch eines steinigen Überhangs, oder aber es trottete und stolperte einfach weiter durch Schlamm und Gestrüpp und ließ die Regenflut über sich hinwegspülen. Nachts trug es haufenweise dürres, modriges Laub zusammen, das raschelte dann manchmal, wenn es sich darunter verkroch.

Immer schwächer wurde das Kind, in dessen Körper beharrlich die Kälte saß, das den Hunger nicht mehr spürte, nur noch einen stumpfen Schmerz im Magen und Schwindel im Kopf, aus dem es alles verdrängte. Es dachte nur an den Fluss, dem zu folgen war.

Sonnenstrahlen, die durch die Laubdecke drangen, weckten das Mädchen, das sich aus seinem behaglichen Nest wühlte und durstig zum Fluss lief, am ganzen Körper feuchte Blätter. Das beruhigende Blau des Himmels und die wärmende Helle taten wohl nach dem ewigen Regen. Es war noch nicht weit gekommen, als die Böschung allmählich anstieg, die sich nach einer Weile zu einem steilen Abhang aufformte. Vorsichtig mit Fingern und Zehen tastend, machte sich das Mädchen an den Abstieg, rutschte jedoch ab und kollerte bis zum Wasser hinunter.

Voller Schrammen und Beulen lag es im Schlamm, zu müde, zu schwach, zu elend, sich zu rühren. Das Wasser sprang ihm in die Augen und rann über sein Gesicht. Jammervolles Weinen wurde schließlich zum Wimmern, das um Hilfe flehte, aber niemand hörte es und kam. Warum denn noch aufstehen? Warum denn noch weitergehen?

Selbst als die Tränen schon längst versiegt waren, blieb die Kleine da liegen, wo ihr Sturz ein Ende gefunden hatte. Erst als sie den lästigen Druck einer Wurzel spürte, die sich von unten in ihre Seite bohrte, erst als sie den Schlamm schmeckte, der ihr in den Mund gekommen war, setzte sie sich auf,

stemmte die Beine in den weichen Grund und stolperte todmüde zum Fluss, um zu trinken. Danach ging es wieder weiter. Mit stummer Verbissenheit schob sie die Zweige beiseite, die ihr den Weg versperrten, kroch über moosgepolsterte Baumstümpfe und watete, wenn es gar nicht anders ging, durch das seichte Wasser am Ufer des Flusses.

Dieser, durch das Schmelzwasser bereits angeschwollen, war durch den Zulauf seiner Nebenflüsse auf mehr als das Doppelte seiner Höhe angestiegen. Sein fernes Tosen hörte das Kind schon lange, bevor es ihn sah, den Wasserfall, der dort, wo ein noch größeres Wasser sich mit dem Fluss vereinigte, in Stufen die hohe Böschung hinunterschoss. Jenseits davon rauschte nun ein unbändiger, silbrig glänzender Strom triumphierend über mächtige Felsbrocken und bahnte sich, bald mit doppelter Kraft, seinen Weg in die grasbedeckte grenzenlose Weite der tiefer liegenden Steppen.

Vogelschnell stürzten die Wassermassen über den Scheitel der Stromschnelle und ergossen sich donnernd und schäumend in ein tiefes Becken, das der Fluss aus seinem Felsenbett herausgeschliffen hatte. Dort wo beide Gewässer sich vermischten, hing feiner Sprühnebel in der Luft, und die aufeinander zuschießenden Strömungen verdrehten sich zu wirbelnden Strudeln. Lange, lange zuvor hatte der Fluss das harte Felsgestein dahinter unterhöhlt und einen Sims geschaffen, über den jetzt das Wasser herabströmte.

Vorsichtig näherte sich ihm die Kleine, spähte aufmerksam in den feuchten Durchgang hinein und kroch dann kurzerhand hinter den fließenden Vorhang. Schritt für Schritt klammerte sie sich an den nassen Fels, da ihr schwindlig wurde und das Tosen ihre Ohren betäubte, das sich an der Felswand hinter den donnernden Fluten brach. Furchtsam blickte sie aufwärts zum Strom, der über ihren Kopf hinwegsprang, und tastete sich langsam weiter.

Fast hatte sie die andere Seite erreicht, als der Durchgang immer schmaler wurde und schließlich ganz zu Ende ging. Die Unterhöhlung der Felswand erreichte nicht das andere Ufer. Sie musste zurück! Enttäuscht machte sie kehrt und starrte, als sie wieder den Himmel über sich sah, wie ge-

bannt auf die Wasserströme, die sich über den Sims wälzten, und schüttelte den Kopf. Da musste sie durch!

Das Wasser war kalt, als sie hineinwatete, und die Strömung drückte mächtig. Sie schwamm bis zur Mitte und ließ, nun auf dem Rücken liegend, sich vom Sog des Wassers um die gefährlichen Wirbel herumtragen, drehte sich dann wieder auf den Bauch und hielt mit kurzen, schnellen Stößen ihrer kleinen Arme auf das andere Ufer des breiter gewordenen Flusses zu. Das Schwimmen hatte sie ermüdet, aber ihre Haut glänzte wieder frisch und konnte atmen. Das klatschnasse Haar, noch verfilzt und zerzaust wie zuvor, wehrte sich trotzig gegen die ordnenden Finger der Kleinen, die sich aufraffte und die Füße in Gang brachte. Sie fühlte sich wohl.

Es war ungewöhnlich warm für die Zeit der Schneeschmelze, und anfangs, als Bäume und Büsche offenem Grasland wichen, tat dies der eifrig Ausschreitenden besonders gut. Als die Sonne jedoch höher stieg, verzehrten ihre sengenden Strahlen langsam die dürftigen Kräfte des Mädchens, und als die spärlichen Schatten wieder länger wurden, kam es nur noch mit schwankendem Schritt auf dem schmalen Streifen des Sandes vorwärts, der sich zwischen dem Fluss und einer steilen Felswand hinzog. Von der glitzernden Wasserfläche her traf seine Augen der Widerschein des grellen Sonnenlichts und vom fast weißen Sandstein prallten Helligkeit und Hitze ab und warfen sich auf seinen Körper.

Vor ihr, auf der anderen Seite des Flusses, dehnte sich bis zum Horizont die Steppe aus, gesprenkelt mit kleinen Kräuterblumen in Weiß, Gelb und Violett, deren Farben sich mit dem lichten Grün des jungen Grases mischten, keines Blickes gewürdigt von der Kleinen, die, völlig geschwächt und ausgehungert nun, Fieberträume überwältigten, die ihre Mutter erscheinen ließen.

»Ja, ich hab's versprochen. Ich will vorsichtig sein. Ich bin weggeschwommen, nur ein kleines Stück. Aber wo bist du? ... Mutter, ich hab Hunger ... Es ist so heiß ... Warum kommst du nicht mit? ... Bleib hier! Geh nicht weg! Warte doch! Lass mich nicht allein, Mutter!«

Mit ausgestreckten Armen stürzte es dem Trugbild nach,

als dieses verblasste, rannte verzweifelt am Fuß der Felswand entlang, doch der Fels wandte sich vom Ufer ab, entfernte sich immer weiter vom Fluss, und das Kind kam immer weiter vom Leben erhaltenden Wasser ab, lief blindlings vorwärts, stieß mit den Zehen gegen einen Stein und stürzte. Der jähe Fall riss es in die Wirklichkeit zurück, und während es da hockte und sich den Fuß rieb, versuchte es, seinen Kopf wieder klar zu bekommen.

Die Sandsteinwand vor ihm war von dunklen Löchern durchbrochen und durchzogen von schmalen Rissen und Spalten durch den grimmigen Widerpart, den sich seit ehedem glühende Hitze und Eiskälte auf dem weichen Gestein lieferten. In eine kleine Öffnung am Fuß der Wand spähte das Kind hinein, doch die winzige Höhle hatte nichts Beeindruckendes.

Weit eher staunen machte sie da die Herde von massigen rotbraunen Tieren, die einträchtig auf dem üppigen Gras zwischen Fels und Fluss weideten; Rinder waren es, mit mächtigen, gebogenen Hörnern, noch mal so hoch wie die Kleine, die sie in ihrer blinden Hast nicht bemerkt hatte, die jetzt, als sie die Tiere entdeckte, weiter zurückwich zur Felswand, den Blick unverwandt auf einen massigen Bullen gerichtet, der aufgehört hatte zu äsen und sie beobachtete. Rasch wirbelte das Mädchen herum und rannte auf und davon.

Als es noch kurz einen Blick über die Schulter warf, nahmen seine Augen ein verwischtes Bild blitzartiger Bewegungen auf, bei dem ihm der Atem stockte, sodass es wie angewurzelt stehen blieb. Eine gewaltige Löwin, doppelt so groß wie die Raubkatzen, die erst viel später die Savannen tief im Süden durchstreifen würden, hatte sich an die Herde herangemacht und sich ihr Opfer ersprungen.

In einem wilden Wirbel fauchend entblößter Fangzähne und raubgierig ausgestreckter Krallen vergrub sich die riesige Löwin in den massigen Körper der Kuh. Das angstvolle Gebrüll des Rindes erstarb unter dem Knirschen der kraftvollen Kiefer, als die Löwin ihm die Kehle aufriss. Blut spritzte auf, befleckte das Maul der vierbeinigen Jägerin und

übergoss das lichtbraune Fell scharlachrot. In matter Abwehr schlugen noch die Läufe der Kuh, als die Löwin auch schon den Bauch des Tieres aufriss.

Blankes Entsetzen packte das Kind, das in wilder Flucht davonstob, aufmerksam beobachtet vom Gefährten der großen Löwin. Wie an und für sich üblich, hätten die mächtigen Katzen ein solch schwächtiges und fleischloses Geschöpf wie dieses fünfjährige Mädchen als Beute glatt verachtet, da sie ihren Hunger gewöhnlich an einem Auerochsen, einem Bison oder einem großen Hirsch stillten. Doch das fliehende Kind kam der Höhle der Löwen gefährlich nahe, in der zwei neugeborene, fiepende Junge lagen, die der zottig gemähnte Löwenvater bewachte.

Ein warnendes Grollen entrollte dem Riesenrachen. Jäh hielt das kleine Mädchen an und starrte angstverzerrt auf die Riesenkatz, die sprungbereit auf einem Felsvorsprung kauerte, schrie dann, strauchelte, stürzte, schrammte sich am losen Gestein unter der Felswand, rappelte sich hoch und rannte den Weg zurück, den es gekommen war.

Mit spielerischer Lässigkeit sprang ihm der Löwe hinterdrein, um sich den kleinen Eindringling zu schnappen, der so fürwitzig den engsten Familienkreis zu stören gewagt hatte. Nur langsam kam die Kleine vorwärts. Der geschmeidigen Leichtfüßigkeit des Verfolgers war nicht zu entgehen.

Nur der Instinkt war es, der die Kleine in ihrer kopflosen Flucht zu dem winzigen Spalt am Fuß der Felswand führte. Sie hatte ein fürchterliches Stechen in den Seiten und atmete keuchend, als sie sich durch die Öffnung zwängte, die kaum groß genug war, sie durchzulassen. Nur mit äußerster Mühe gelang es ihr, sich umzudrehen in dem engen Loch und hinzuknien, mit dem Rücken zur Wand, und sie wünschte, mit dem harten Felsgestein zu verschmelzen.

Der Höhlenlöwe brüllte wütend seine Enttäuschung gegen die Felswand, als er die Stelle erreichte und entdeckte, dass sein Spiel durchkreuzt war. Das Kind hielt sich die Ohren zu und starrte wie gebannt auf die Öffnung, als eine mit scharfen, gebogenen Krallen bewehrte Riesenpranke hineinfuhr und immer näher kam. Und es schrie auf vor

Schmerz, als die Krallen sich in seinen linken Oberschenkel schlugen und ihn aufrissen in vier tiefen, parallel laufenden roten Furchen.

Die Kleine wand sich, um der Pranke zu entkommen, da entdeckte sie in der finsternen Wand zu ihrer Linken eine kleine Einbuchtung, zog mühsam ihre Beine hinein, krümmte sich zusammen, so eng sie konnte, und hielt den Atem an. Beutesicher schob sich die Pranke erneut in die schmale Öffnung und verdunkelte die Nische; doch diesmal griff sie ins Leere. Lange Zeit tappte der Höhlenlöwe zornig und enttäuscht vor dem Loch auf und ab und stieß seinen heißen Atem in die Höhle.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht und den größten Teil des darauf folgenden Tages verbrachte das Kind in dieser fürchterlichen Lage. Das Bein schwoll an, die schwärende Wunde schmerzte, und in der rauwandigen Felsspalte war kein Platz, sich umzudrehen oder auszustrecken. Die Sinne verließen die Kleine, die, von Schmerzen und Hunger gequält, grässliche Träume hatte von Erdbeben und scharfen Krallen. Nicht die Wunde, nicht der bohrende Hunger und auch nicht das Brennen auf der Haut drängten sie schließlich aus ihrem Fluchtloch. Es war der Durst.

Angstvoll spähte das Kind durch die kleine Öffnung. Vereinzelt stehende, vom Wind gekrümmte Weiden und Kiefern beim Fluss warfen lange, frühabendliche Schatten. Lange starrte es auf das grasbewachsene Land und das funkelnde Wasser dahinter und kroch zögernd aus der Höhle. Seine ausgedörrte Zunge fuhr über die rissigen Lippen, die zusammengekniffenen Augen gewöhnten sich allmählich an die ungewohnte Helligkeit. Kein Laut. Nur die Gräser, über die der Wind hinstrich, raschelten leise. Die Löwen waren fort. Besorgt um ihre Jungen und voller Unbehagen ob der unvertrauten Witterung des befremdlichen Geschöpfs, das ihnen so nahe gekommen war, hatte man sich auf die Suche nach einem neuen Unterschlupf gemacht.

Das Kind hatte sich aus der Höhle gezwängt und richtete sich auf. In seinem Kopf war ein ständiges Hämmern, und bunte Kringel tanzten wie irr vor seinen Augen. Wellen des

Schmerzes überfluteten es bei jedem Schritt, und aus den blutigen Furchen quoll eine ekelhafte, gelblichgrüne schleimige Flüssigkeit und floss das geschwollene Bein hinunter.

Es war ihm völlig egal, ob der Fluss erreicht würde oder nicht, einzig und allein der Durst trieb das Kind vorwärts, das schließlich auf die Knie fiel und das letzte Stück auf allen vieren zurücklegte, sich dann bäuchlings ausstreckte und in hastigen Zügen das kalte Wasser in sich hineinsog. Als es endlich genug hatte und aufstehen wollte, waberten dunkle Flecken vor seinen Augen, der Kopf schwamm ihm, und ringsum wurde es finster. Dann brach das Kind zusammen.

Ein Aasvogel, der träge am Himmel kreiste, erspähte den reglosen Körper, schoss herab und näherte sich hüpfend.

2. KAPITEL

Mit Bedacht überquerten sie den Fluss gleich unter dem Wasserfall, dort wo er breiter wurde und schäumend zackige Felsen umspülte, die aus dem seichten Wasser aufragten. Zweimal so viel, wie zwei Hände Finger haben, waren es, Junge und Alte. Vor dem Beben der Erde, das ihre Höhle zerstört hatte, waren sie noch sechs mehr gewesen. Zwei Männer schritten voraus, weit vor einer dichten Gruppe von Frauen und Kindern, auf jeder Seite zwei ältere Männer, hinten kamen jüngere Männer: der letzte Clan in dieser Gegend.

Sie folgten dem breiten Gewässer, das hier seinen gewundenen Lauf durch das flache Steppenland aufnahm, und beobachteten die gierig kreisenden Aasvögel. Da sich diese noch nicht niedergelassen hatten, musste die Beute, die sie so aufmerksam umflogen, noch am Leben sein. Die Männer an der Spitze liefen hinzu und hofften, ein verwundetes Tier zu fangen.

Eine Frau, deren Bauch tropfenförmig hervortrat, als wenn sie etwas in ihm trüge, und die die anderen Frauen anführte, sah, wie vorne die beiden Männer zu Boden blickten, dann aber weitergingen. Also musste dort ein Fleischfresser lie-

gen, denn die Clan-Leute nährten sich nicht oft von Fleisch fressenden Tieren.

Die, welche den Frauen und Kindern vorausschritt, war knapp zwei Schritt groß, grobknochig und gedrungen, doch ging sie aufrecht auf ihren kräftigen, gebogenen Beinen mit den flachen, nackten Füßen. Die übermäßig langen Arme waren, gleich den Beinen, leicht gekrümmt. Sie hatte eine großschlitziige Nasenplatte, ein stark vorgebautes Gesicht mit kräftigem Unterkiefer, jedoch kein Kinn. Die niedrige, fliehende Stirn rundete sich zu einem langen, großen Kopf, der hinten einen knöchigen Auswuchs hatte, einen Hinterhauptswulst, der die Länge des Schädels betonte und auf einem gedrungenen Hals saß.

Kurzer brauner Flaum, der sich leicht ringelte, bedeckte ihre Beine und Schultern und zog sich am oberen Teil ihres Rückgrats aufwärts. Das Haupthaar war schwer und lang und ziemlich buschig. Die winterlich blasse Haut hatte jedoch schon eine leichte Sonnenbräune angenommen. Große, runde dunkelbraune Augen – Augen, die schon viel gesehen und verstanden hatten – lagen in tiefen Höhlen unter überhängenden Brauenwülsten. Neugier glimmte darin auf, als die Frau jetzt rascher ausschnitt, um zu sehen, was die Männer hatten liegen lassen.

Bald würde sie ihr erstes Kind kriegen, zu alt dafür eigentlich, beinahe zwanzig Sommer schon. Die Clan-Leute hatten geglaubt, dass ihr Leib keine Früchte mehr trüge, bis man ihr ansah, dass neues Leben in ihr keimte. Dennoch hatte keiner ihr die Bürde erleichtert, die sie trug. Der große Korb auf ihrem Rücken war mit Bündeln beladen und behangen. Mehrere Beutel baumelten an einem Riemen, der sich um die geschmeidige Tierhaut schlang, mit der sie ihren Körper bedeckt hatte und der so geschnürt war, dass Falten und Taschen entstanden, in denen manches getragen werden konnte.

Ein Beutel hing da auch, aus einem Otter geschickt gefertigt, dessen Fell, Füße, Schwanz und Kopf man unversehrt gelassen und dem man nicht, wie sonst üblich, den Bauch, sondern die Kehle aufgeschlitzt hatte. Durch diese Öffnung

waren das Innere, Fleisch und Knochen, herausgeholt worden und somit ein feines Behältnis geschaffen, dem der Kopf des Tieres, durch einen Streifen Haut am Rücken gehalten, als Deckklappe diente. Durch Löcher rund um die Halsöffnung ging eine rot gefärbte Sehne, die straff zusammengezogen und an dem Riemen um die Mitte der Frau befestigt war.

Schon beim ersten Blick auf den Körper, den die Männer hatten achtlos liegen lassen, hob die Frau die Stirn. Ein Tier ohne Fell? Doch als sie näher kam, rang sie vor Schreck nach Luft und trat schnell einen Schritt zurück, umklammerte das Tierhautbeutelchen an ihrem Hals, befragte zitternd die winzigen Dinge darin, die sie vor vielem schützen sollten, und beugte sich zögernd vor.

Fast gingen ihr die Augen über. Nicht ein Tier war es, das die gefräßigen Vögel angelockt hatte, es war ein Kind. Dünn und sehr befremdlich.

Suchend blickte die Frau sich um, gespannt und auf der Hut vor furchterregenden Geheimnissen, die in der Nähe lauern mochten, und umschritt den leblosen Körper. Da vernahm sie ein Stöhnen, blieb stehen, kniete, ihre Ängste ver-gessend, neben dem Kind nieder, berührte es und schüttelte es sachte. Sobald die Frau das angeschwollene Bein und die schwärende Wunde sah, als sie den Findling auf den Rücken rollte, löste sie die Schnur ihres Brustbeutel.

Vorn die Männer blickten zurück und sahen die Frau knien. Einer von ihnen kehrte um.

»Iza, komm!«, befahl er. »Da sind Spuren eines Höhlenlöwen.«

»Es ist ein Kind, Brun. Verletzt, aber nicht tot«, wehrte sie ab.

Brun blickte auf die magere, kleine Gestalt mit der hohen Stirn, der kleinen Nase und dem seltsam flachen Gesichtchen.

»Es gehört nicht zum Clan«, gab er mit einer schroffen Bewegung zu verstehen und wandte sich ab, nach vorne, zu seinen Leuten.

»Brun, es ist ein Kind. Es ist verletzt. Es stirbt, wenn wir's hierlassen.«

Izas Augen flehten, während sie beredt ihre Handzeichen machte.

Das Oberhaupt des kleinen Clans blickte auf die bittere Frau. Der Mann war um mehr als einen Kopf größer als sie, muskulös und kräftig mit einem stark gewölbten Brustkorb und dicken, gebogenen Beinen; ausgeprägter auch sein Gesicht, die Brauenwülste dicker, die Nase größer. Beine, Bauch, Brust und Schulterblätter bedeckte grobes braunes Haar; nicht dicht genug, um noch als Fell zu gelten. Ein struppiger Bart verbarg den kinnlosen, hervorspringenden Kiefer. Auch sein Überwurf war ähnlich, jedoch nicht so weit und kürzer und anders geschnürt; er hatte weniger Falten und Taschen.

Auch trug er keine Lasten, nur seinen pelzigen Umhang, der, von einem breiten Band um den massigen Schädel gehalten, auf den Rücken herabfiel, und seine Waffen. Auf dem rechten Oberschenkel hatte er eine Narbe, geschwärzt wie eine Tätowierung, einem »U« ähnlich, dessen Enden nach außen geschwungen waren. Es war das Zeichen des Bisons. Seine Führerschaft bedurfte keiner besonderen Zeichen und Zierden; sein Gehabe und die Ehrerbietung durch die anderen ließen keinen Zweifel an seiner Vorrangstellung.

Bedächtig nahm er seine Keule, den langen Vorderlauf eines Pferdes, von der Schulter, und die Frau, die Iza genannt wurde, wusste, dass er ihre Bitte ernsthafter Betrachtung unterzog. Still wartete sie, verbarg ihre Erregung, um ihm Zeit und Ruhe zu lassen, der jetzt den schweren Holzspeer senkte und den Schaft mit der geschärften, im Feuer gehärteten Spitze nach oben an seine Schulter lehnte. Seine Finger zogen an der Schleuder, die er zusammen mit seinem Amulett um den Hals trug, um das Gewicht der drei rund geschliffenen Steine besser auszugleichen. Dann zog er aus dem Gurt, um die Körpermitte geschnürt, einen Streifen geschmeidiger Hirschhaut, der sich an den Enden verjüngte und in der Mitte eine Vertiefung für die Steine hatte, die mit tödlicher Absicht ihre Opfer trafen. Nachdenklich glitten die haarigen Hände über die weiche Haut.

Brun, so hieß er, traf nicht gern rasche Entscheidungen,

wenn es um Ungewöhnliches ging, das sich unmittelbar auf den Clan bezog, schon gar nicht jetzt, wo sie keine Höhle mehr hatten. Seine erste Regung, sogleich abzulehnen, unterdrückte er und ließ sich vieles durch den Kopf gehen. Er hätte voraussehen müssen, dass Iza dem Kind würde helfen wollen. Manchmal hatte sie sogar schon bei Tieren, besonders bei den jungen, ihre heilenden Kräfte angewandt. Er konnte sich schon ein Bild davon machen, wie erregt und bekümmert sie sein würde, wenn er ihr nicht erlaubte, diesem Kind zu helfen. Ob es nun zu diesem Clan gehörte oder zu irgendwelchen anderen, war für sie unwichtig, sie hatte nur das Kind im Auge, das verletzt war und ihre Fürsorge brauchte. Vielleicht war Iza deshalb eine gute Medizinfrau.

Medizinfrau hin, Medizinfrau her, sie war nur eine Frau, und war es da etwa von Bedeutung, wenn sie bedrückt war? Sie würde es nicht zeigen, und der Clan hatte auch ohne ein verletztes fremdes Kind Sorgen genug. Doch ihr Totem würde es sehen, alle Geister würden es sehen, und würden sie nicht noch zorniger werden, wenn Iza bekümmert war? Iza, die den Trank für die Feier zu bereiten hatte, wenn die neue Höhle gefunden war! Was würde geschehen, wenn sie außer sich geriet und dann etwas falsch machte? Zornige Geister konnten so etwas bewirken, und sie waren bereits zornig genug. Bei der Feier zur neuen Höhle aber durfte nichts falsch gemacht werden.

Soll sie das Kind doch mitnehmen, dachte er. Sie würde es bald leid sein, die zusätzliche Last zu tragen. Das kleine Mädchen war dem Tod schon so nahe, dass vielleicht nicht einmal der Zauber Izas, seiner Blutsschwester, stark genug sein würde, es zu retten.

Brun stopfte seine Schleuder wieder in den Gurt, nahm seine Waffen und zuckte die Achseln. Es war ihr überlassen. Iza konnte das Mädchen mitnehmen oder nicht, ganz wie sie wollte. Er wandte sich ab und ging davon.

Iza griff in ihren Korb und zog einen Umhang aus geschabter und getrockneter Haut hervor, in den sie die Kleine einhüllte, die sie dann vom Boden aufhob und sich auf die

Hüfte band. Wie leicht sie war, trotz ihrer Größe! Das Mädchen stöhnte, als es hochgehoben wurde. Iza strich ihm beruhigend über das Haar und nahm dann wieder ihren Platz hinter den beiden Männern ein.

Die anderen Frauen hatten ehrerbietig angehalten, um die Begegnung zwischen Iza und Brun nicht zu stören. Als sie sahen, dass die Medizinfrau etwas aufhob, um es mitzunehmen, reckten sie neugierig die kurzen Hälse und machten mit ihren Händen rasche vogelartige Bewegungen, die sie mit kurzen kehligen Lauten begleiteten. Sie waren gekleidet wie Iza, bis auf den Otterfellbeutel, und ebenso schwer beladen mit dem Übrigen der Habe, das nach dem Beben der Erde noch in Gebrauch zu nehmen war.

Zwei der sieben Frauen trugen Säuglinge in einer tiefen Falte ihrer Gewandung so geschickt am Körper, dass sie jederzeit die schwer gefüllten Brüste reichen konnten. Wenn der Clan nicht umherzog, wurden die Säuglinge häufig in weiche Häute gewickelt und in das Vlies der Wildschafe gepackt, das von dornigen Sträuchern gezupft wurde, oder in Daunen vom Brustgefieder der Vögel oder in den Flaum faseriger Pflanzen, um die Ausscheidungen aufzusaugen. Doch wie jetzt, auf Wanderung, war es einfacher für die Frauen und weniger beschwerlich, die Kinder nackt zu tragen und sie einfach aus der Fellfalte zu nehmen, wenn sich die Kleinen entleeren mussten.

Als der Zug wieder aufbrach, hob die dritte Frau einen kleinen Jungen auf ihre Hüfte und hielt ihn dort mit einer Tragedecke. Doch lange dauerte es nicht, bis er zu strampeln anfang und auf den Boden wollte. Sie ließ es zu. Hinter der Frau, die Iza folgte, schritt ein Mädchen, dessen Brust Knospen trug, das, noch nicht Frau, aber ebenso beladen, ab und zu einen Blick rückwärts auf einen sehnigen Jungen warf, der am Schluss der Frauengruppe ging und sich bemühte, den Abstand zu ihr so weit wachsen zu lassen, dass es aussah, als gehörte er zu den drei Jägern, die das Ende des Zuges sicherten, und nicht zu den Kindern. Gern hätte er auch ein Stück Wild getragen. Selbst der alte Mann war zu beneiden, der seitwärts von den Frauen ging, einen Hasen über

der Schulter, den er mit einem Stein aus seiner Schleuder erlegt hatte.

Nahrung für den Clan beschafften jedoch nicht nur die Jäger; die Frauen waren es, die häufig den größeren Anteil hierbei hatten, und ihre Quellen waren zuverlässiger. So beladen sie waren, sie suchten und sammelten ständig Nährendes, während sie vorwärts wanderten, und waren dabei so behänd, dass es den Zug kaum aufhielt. Flink wurden Knospen und Blüten der Taglilien abgemacht und zarte frische Wurzeln mit wenigen Stößen der Grabstöcke bloßgelegt. Leichter noch kam man an die Triebe der Katzenschwanzgewächse, die nur aus dem Erdreich sumpfiger Wiesen zu ziehen waren.

Wenn man dieses Gebiet nicht nur auf der Suche nach einer neuen Höhle durchzogen, sondern dort auch eine Bleibe gehabt hätte, so würden die Frauen sich diese Stelle eingepägt haben, wo die hohen, langstieligen Pflanzen wuchsen, und dann später, wenn die Tage wieder kürzer wurden, zurückkehren, die zarten Wedel der Blütenstände pflücken und sie schmackhaft zubereiten. Und noch später konnte man aus dem gelben Blütenstaub, den man mit Stärke aus den Fasern alter Wurzeln mischte, teigige, ungesäuerte Fladen machen. Wenn dann endlich die Blütenstände vertrockneten, gaben sie Flaum, und aus den zähen Blättern und Stängeln konnten korbartige Behältnisse geflochten werden. Jetzt aber sammelten die Frauen nur, was sie gerade fanden, übersahen aber kaum etwas.

Neue Triebe und zarte, junge Blättchen von Klee, Luzerne, Löwenzahn; Disteln, denen man die Stacheln abzog, ehe sie klein gemacht wurden; ein paar frühe Beeren und Früchte. Die spitzen Grabstöcke stachen ständig in die üppige Erde und wühlten sie um, gruben nach Zwiebeln, Knollen und Wurzeln. Nichts war vor ihnen sicher. Auch zum Hebeln dienten sie den Frauen, die auf der Suche nach Molchen und köstlichen dicken Würmern Baumstämme fortwälzten, sogar als Angelstöcke, mit denen sie Wasserschnecken aus den Bächen spießten und sie näher ans Ufer schoben, sodass dieses Weichgetier leichter zu erreichen war.

All das wanderte in die Faltenschlitze und Taschen ihrer Gewandung oder in ein freies Eckchen der Körbe. Große Blätter dienten zum Einwickeln; manche wohlschmeckende Blättchen, wie die der großen Klette, wurden gekocht. Auch dürres Holz, abgerissene Äste und Gras sowie der Kot weidender Tiere wurden gesammelt. Später im Sommer war dann die Auswahl größer, doch auch jetzt gab es Nahrung genug – wenn man nur wusste, wo man suchen musste.

Iza blickte auf. Ein alter Mann hinkte zu ihr hin, sobald der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. Er trug weder Lasten noch Waffen, nur einen langen Stock, auf den er sich beim Gehen stützen musste. Das rechte Bein war verkrüppelt und dünner als das andere, und dennoch bewegte er sich mit erstaunlicher Behändigkeit. Schulter und Oberarm auf der rechten Seite waren verkümmert und der eingeschrumpfte Arm war unterhalb des Ellbogens abgenommen worden. Die Glieder an der linken Körperseite des Mannes waren ebenmäßig, kräftig und muskulös, sodass er schief gewachsen schien, was durch seinen Schädel, massiger noch als bei den Clan-Leuten, besonders betont wurde. Unter großen Mühen und Schmerzen war er vor mehr als dreißig Wintern ans Licht gekommen und dann so geblieben.

Er war der Erstgeborene, Bruder von Iza und Brun, und er wäre das Haupt des Clans, wenn ihn die Natur nicht behindert hätte. Seinen Körper umspannte Tierhaut, und das warme Überfell, das auch als Schlafdecke diente, hatte er im Nacken wie die anderen Männer; von seinem Gürtel hingen jedoch mehrere Beutel herab, und auf dem Rücken trug er, sorgsam eingehüllt, einen großen, unförmigen Gegenstand.

Hässliche Narben durchzogen die linke Gesichtshälfte des Einherhinkenden, dessen rechtes Auge klar und forschend die Schwester beschaute, während unter dem buschigen linken Brauenwulst eine leere Höhlung dunkel starrte. Es war der Mog-ur, der mächtigste Zauberer aller Clans, als Mann des Wunders und Gefährte der Geister gefürchtet und verehrt. Er glaubte felsenfest daran, dass ihm ein bresthafter Körper gegeben war, nicht um den Clan zu führen, sondern ihm als Kundiger der Geisterwelt zu dienen, wodurch er

oft mehr Macht besaß als die Anführer, und er wusste das. Nur nahe Verwandte kannten seinen Namen und riefen ihn damit.

»Creb«, grüßte Iza und bedeutete ihm, dass sie sich freute, ihn neben sich zu sehen.

»Iza?«, sagte er und deutete mit fragender Geste auf das Kind, das sie bei sich trug.

Die Frau schlug den Umhang auseinander, und Creb beäugte aufmerksam das kleine gerötete Gesicht. Sein Blick ruhte eine Zeit lang auf dem angeschwollenen Bein und der eiternden Wunde und wanderte dann wieder zurück zur Schwester. Das Mädchen stöhnte, und das finstere Gesicht des Zauberers verzog sich zu freundlichen Falten. Er nickte beifällig.

»Gut.« Es war ein rauer, kehliger Laut. »Es sind schon genug gestorben«, sagten seine flink sprechenden Hände.

Creb blieb an Izas Seite. Für ihn galten die stillschweigenden Regeln nicht, die Stellung und Rang jedes Einzelnen fest bestimmten; er konnte sich jedem an die Seite gesellen, auch dem Anführer, wenn er wollte. Der Mog-ur stand über und neben der strengen Hierarchie des Clans.

Brun hatte sie inzwischen ein gutes Stück von den Spuren der Höhlenlöwen weggeführt, als er plötzlich das Zeichen zum Halten gab und forschend den Blick über das Land schweifen ließ. Jenseits des Flusses schwang sich, so weit das Auge reichte, das Gras in sanften, welligen Hügeln, fern in einem Grünblau mit dem Himmel verschwimmend. Seine Augen passierten ungehindert die wenigen krüppeligen Bäume, die, vom ewig blasenden Wind in Zerrbilder erstarrter Bewegung verwandelt, die Tiefe der Sicht verstärkten und die Ödnis hervorhoben.

Eine Staubwolke am Horizont ließ vermuten, dass dort eine große Herde Huftiere in Bewegung war, und Brun wünschte aus tiefstem Herzen, er könnte seinen Jägern das Zeichen geben, dass sie ihnen nachstellten. Als er sich umdrehte, sah er den Wald, der in der Weite der Steppe schon fast verloren wirkte, und die Wipfel hoher Nadelbäume, die aus niederem Laubblattwerk hervorstachen.

Dort am Fluss, wo er stand, stellten sich dem flachen Grasland schroff die Felszacken entgegen, die immer weiter vom Fluss fortführten. Das steilwandige Felsenband zog sich hin bis zu den grauen Geröllhalden gewaltiger gletscherweißer Berge, die gewöhnlich das Land überschatteten, jetzt aber, im Glanz der untergehenden Sonne, ihre eisverkrusteten Gipfel in Rosa, Rotgold, Violett und Purpur leuchten ließen, als krönten sie funkelndes Edelmetall. Selbst Brun, den sonst nur der Nutzen eines Dinges oder eines Ereignisses kümmerte, war von der Farbenpracht beeindruckt.

Dann wandte er sich vom Fluss ab und führte seinen Clan zu dem hoch aufragenden Felsenband. Dort vielleicht gab es Höhlen. Sie brauchten endlich eine Heimstätte, genauso wie die Schutzgeister, die nach einem sicheren Ort und Feuer verlangten, wenn sie nicht schon längst den Clan verlassen hatten. Sie zürnten, das Beben der Erde war der Anfang gewesen, das sechs Clan-Leute und die Höhle als Opfer genommen hatte. Und wenn man ihnen nicht bald einen festen Wohnplatz verschaffte, dann würden sie den Clan den bösen Geistern übergeben, die Krankheit brachten und das Wild vertrieben. Keiner wusste, weshalb die Unsichtbaren so zornig waren, nicht einmal der Mog-ur, der sie allabendlich mit wunderlichen Gebärden und Verrichtungen beschwor, um ihren Zorn zu besänftigen und die Ängste des Clans zu mildern. Alle waren tief beunruhigt. Doch keiner war so starken Sinnes wie Brun.

Er hatte den Clan anzuführen, und es lastete schwer auf ihm; doch Geister, nicht sichtbar und auch nicht zu greifen, diese unergründlichen Mächte mit ihren sonderlichen Wünschen, konnten ihm nicht Bange machen. Er hatte es lieber mit dem zu tun, was man fühlen, riechen, schmecken, hören und sehen konnte, wo es darauf ankam, ein guter Jäger und ein guter Anführer zu sein. Nicht eine der Höhlen, die er bisher erkundet hatte, wäre als Wohnort geeignet gewesen. Jede hatte irgendeinen Mangel.

Brun geriet in immer tiefere Sorge. Kostbare warme Tage, die sie hätten ausnutzen sollen, Nahrung für die kommen-

de Kälte zu sammeln, waren schon verschwendet worden. Vielleicht würde er bald gezwungen sein, dem Clan einfach irgendeine Höhle zuzuweisen, auch wenn es nicht die richtige war, und die Suche nach der Schneeschmelze fortzusetzen. Aber das würde Unruhe und Verzagtheit fördern, und er hoffte zutiefst, dass es nicht so weit käme.

Während die Schatten sich vertieften, wanderten die Clan-Leute am Fuß der Felswand entlang. Als sie einen schmalen Wasserfall erreichten, dessen Gischt in den langen, schrägen Strahlen der Sonne in den Farben des Regenbogens schimmerte, gab Brun Befehl anzuhalten. Müde setzten die Frauen ihre Lasten ab und schwärmten aus, um am Ufer des Beckens und an den Rändern des schmalen Baches nach angeschwemmtem Holz zu suchen.

Iza breitete ihren Fellumhang aus und legte das Kind darauf. Dann eilte sie davon, den anderen Frauen zu helfen. Sie machte sich Sorgen um das Mädchen, dessen Atem sehr flach war und das sich bis jetzt noch nicht gerührt hatte; selbst sein Stöhnen wurde immer seltener. Die ganze Zeit über hatte Iza nachgedacht, wie sie dem Kind wohl helfen könnte. Sie hatte die getrockneten Kräuter, die sie in ihrem Otterfellbeutel trug, durchgesehen und schaute sich nun, während sie Holz sammelte, aufmerksam die Pflanzen an, die in der Umgebung wuchsen. Jedes Gewächs hatte einen bestimmten Wert für sie, als heilendes oder als Nahrung, ob sie nun um seine Anwendung schon wusste oder nicht. Doch gab es kaum etwas, was sie nicht kannte.

Als sie am sumpfigen Ufer des Bächleins die langen Stängel knospender Iris entdeckte, griff sie sogleich zum Grabstock, um an die Wurzeln zu kommen. Die langen dreilappigen Hopfenblätter, die sich um einen der Bäume schlangen, schienen eine neue Möglichkeit zu bergen, doch lieber wollte sie das erprobte Pulver aus getrocknetem Hopfen verwenden, das sie bei sich hatte, die zapfenähnlichen Früchte würden ja erst später reifen. Sie schälte glatte, grau schimmernde Rinde von einem Erlenstrauch, der nahe beim Becken wuchs, und hielt die Nase daran. Die Rinde hatte einen starken Ruch. Iza nickte vor sich hin, als sie den Fund in einer

Falte ihres Umhangs verschwinden ließ. Ehe sie zurücklief, pflückte sie noch ein paar Hände voll junger Kleeblätter.

Als das Holz gesammelt und die Feuerstelle vorbereitet war, enthüllte Grod, der Mann, der mit Brun die Spitze des Zuges gebildet hatte, ein Stück glühende Kohle, das, von Moos umschlossen, im hohlen Ende eines Auerochsenhornes verwahrt wurde. Zwar konnten sie Feuer machen, aber auf ihre Wanderungen durch unbekanntes Gebiet nahmen sie lieber Glut vom letzten Lagerfeuer mit, weil das viel einfacher war, als jeden Abend ein neues Feuer zu entzünden, und vielleicht auch noch mit Mitteln, die dazu nicht taugten.

Während sie umhergezogen waren, hatte Grod die glühende Kohle mit ängstlichem Eifer genährt. Sie trug, da der Clan seit dem erzwungenen Aufbruch nur mit dieser Glut das Holz entzündet hatte, noch die Flammen der letzten Feuerstätte vor der alten Höhle in sich. Und das war gut so, denn der Brauch bestimmte, dass zur Weihe einer neuen Höhle das Feuer mit der gleichen Glut zu entfachen war, die ihren Ursprung in den Flammen vor der alten Behausung hatte.

Nur einem Mann von hohem Rang durfte die Aufgabe anvertraut werden, dieses wandernde Feuer zu nähren. Und wenn die Kohle ausglühte, so war das ein sicheres Zeichen, dass die Schutzgeister den Clan verlassen hatten. Dann verlore Grod seine Stellung als Zweiter des Clans und käme auf die unterste Stufe der Männer, eine Erniedrigung, die er nicht erfahren wollte, denn sein Amt gereichte ihm zu hoher Ehre und lud ihm große Verantwortung auf.

Während Grod nun vorsichtig die Glut auf untergelegtes dürres Holz legte und hineinblies, bis die Flammen aufsprangen, machten sich auch die Frauen an die Arbeit. Mit rascher Hand häuteten sie das Wild, und wie das Feuer kräftig brannte, brutzelte auch schon das Fleisch, das, auf angespitzte grüne Äste gespießt, die quer über zwei Astgabeln lagen, unter der starken Hitze schnellstens schmorte, sodass es sehr gut den Saft hielt.

Mit den scharfkantigen Steinmessern, mit denen sie auch das Fleisch gehäutet und geschnitten hatten, schabten und zerkleinerten die Frauen nun Knollen und Wurzeln. Fest

geflochtene, wasserdichte Körbe sowie rauwandige Holzschalen wurden mit Wasser gefüllt, dann heiße Steine hineingegeben, die man, wenn sie abgekühlt waren, wieder ins Feuer legte und dann immer wieder aufs Neue ins Wasser tauchte, bis es kochte. Dicke Würmer wurden geröstet und kleine Eidechsen im Ganzen gebraten, bis die zähe Haut sich schwärzte und aufsprang und das schmackhafte, gut durchgeschmorte Fleisch bloßlag.

Iza half natürlich überall mit, setzte jedoch nebenbei ein Kräftigungsmittel für das kleine Mädchen an, in einer Holzschüssel, die sie viele Jahre zuvor aus einem Klotz herausgeschnitzt hatte. Darin brachte sie Wasser zum Kochen. Sie wusch die Iriswurzeln, zerkaute sie gründlich und gab sie in das kochende Wasser. In einer zweiten Schüssel, dem muschelförmigen Teil vom Unterkiefer des Hirsches, zerdrückte sie Kleeblätter, schüttete etwas fein zermahlene Hopfen in ihre Hand, riss die Erlenrinde in dünne Streifen und goss kochendes Wasser darüber. Danach zerfaserte sie zwischen zwei Steinen hartes Dörrfleisch aus dem Notnahrungsbestand des Clans und vermischte das Ganze in einer dritten Schüssel mit dem Wasser, in dem das Grünzeug gekocht hatte.

Die Frau, die während der Wanderung direkt hinter Iza gegangen war, warf ab und zu einen fragenden Blick zu ihr hinüber in der Hoffnung, Iza würde von sich aus eine Antwort geben, denn alle Frauen und auch die Männer, obwohl sich diese bemühten, es nicht zu zeigen, brannten vor Neugier, das Kind zu sehen, und jeder von ihnen schuf sich einen Grund, Izas Fell nahe zu sein. Einfach unerklärlich, wie das Kind dort an die Stelle gekommen war, wo man es gefunden hatte! Und wo waren die anderen, die zu ihm gehörten? Ebenfalls ein Rätsel war, weshalb Brun erlaubt hatte, dass Iza das Kind mitnahm, das nicht zu ihresgleichen gehörte.

Ebra spürte mehr als alle anderen das Gewicht der Verantwortung, das auf Brun lastete, und bemühte sich, mit kundigen Händen des Anführers Hals und Schultern knetend, wenigstens seinen Körper zu lockern. Denn sie war es letztlich, die die hitzige Gereiztheit ihres Gefährten auszuhalten hatte,

wenn sie – selten zwar, aber dann mit Macht – von Brun Besitz ergriff, den eigentlich unerschütterliche Ruhe auszeichnete. Ebra fühlte, dass seine Raserei ihm leidtat. Doch zugegeben hätte Brun das nie, über den sie sich sehr wunderte, hatte er sogar Iza erlaubt, das Kind mitzunehmen, und das gerade jetzt, wo jede absonderliche Haltung den Zorn der Geister nur noch vergrößern könnte!

So neugierig Ebra auch war, sie ging nicht hin, um Iza zu fragen, denn niemand durfte die Medizinfrau stören, wenn sie ihre Zauberkräfte ausübte. Und Iza hatte keine Lust zu müßigen Gesten. Sie war mit dem Kind beschäftigt, das ihre Hilfe brauchte. Auch Creb nahm neugierig Anteil, was ihm von seiner Schwester jedoch gern gestattet wurde.

In stummer Dankbarkeit folgte Izas Blick dem Zauberer, der zu dem besinnungslosen Kind hinüberhumpelte und es eine Weile nachdenklich betrachtete. Dann lehnte er seinen Stock an einen großen Felsbrocken. Seine Hand beschrieb eine Folge fließender Bewegungen. Ein Bittgesuch an die guten Geister, bei der Gesundung des Kindes zu helfen. Waren doch sie es, die ihren Krieg und manchen Hader im Körper des Menschen austrugen, was dann als Krankheit oder Verletzung sichtbaren Ausdruck fand. Izas Heilkräfte waren der Schutzgeister Gabe, die durch sie handelten; der Zauberer jedoch konnte von sich aus mit ihnen in Verbindung treten und durfte somit bei keinem Krankenlager fehlen.

Iza hatte keine Ahnung, weshalb sie solche Sorge um ein Kind verspürte, das nicht zum Clan gehörte, aber sie wünschte, dass es am Leben bleiben möge. Als der Mogur zum Ende seiner Beschwörung gekommen war, nahm Iza das Mädchen in die Arme und trug es zu dem kleinen Becken am Fuß des Wasserfalls, tauchte es dort bis zum Kopf hinein und wusch den Schmutz und den verkrusteten Schlamm von dem mageren, kleinen Körper. Das kühlende Wasser belebte das Kind, in dem immer noch Fieberträume rasten, sodass es wild um sich schlug und Laute ausstieß, die die Frau nie zuvor gehört hatte. Fest hielt Iza das Kind an sich gedrückt, als sie zum Lager zurückkehrte, und versuchte, es mit leisen, kehligen Murmellauten zu beruhigen.

Behutsam, doch mit der Gründlichkeit langer Erfahrung, wusch Iza die Wunden mit einem Stück weicher Kaninchenhaut, das sie in einen Sud tauchte, in welchem die Iriswurzeln gekocht hatten. Dann schöpfte sie das Wurzelfleisch ab, legte es auf die blutigen Stellen am Bein des Kindes, deckte Kaninchenhaut darüber und umwickelte das Ganze, damit nichts verrutschte, mit Hirschhaut, die in Streifen geschnitten war. Mit einem gegabelten Zweig holte die Medizinfrau dann den zerdrückten Klee, die zerfaserte Erlenrinde und zuletzt die Steine aus der Knochenschale, die neben die Schüssel mit der heißen Brühe zu liegen kamen, damit sie abkühlen konnten.

Creb deutete auf die Schüsseln, nicht um zu fragen, denn selbst ihm war das Wissenwollen über Izas Zaubermittel untersagt, sondern um zu zeigen, dass er ihr Tun achten wolle. Iza störte dies nicht, war der Bruder doch mehr als jeder andere imstande, ihr Wissen zu würdigen, gebrauchte er doch selbst einige der Kräuter, die auch sie verwendete.

»Das hier wird die bösen Geister vernichten, die Vergiftung bringen«, bedeutete ihm Iza und wies auf den reinigenden Sud aus Iriswurzeln. »Und hiervon die Wurzeln auf die Wunde gelegt, zieht das Gift heraus.« Sie nahm die knöchernerne Schüssel, tauchte einen Finger hinein und prüfte, wie heiß der Aufguss noch war. »Schau, der Klee hier stärkt das Herz, damit die Kleine sich gegen die bösen Geister zu wehren vermag.«

Hin und wieder verwendete Iza Gesprochenes, um sich mitzuteilen, besonders aber dann, um dem, was sie meinte, Gewicht zu verleihen, denn die Clan-Leute waren nicht imstande, so unterschiedliche und fein abgestufte Laute oder Verbindungen von Lauten zu artikulieren, als dass man hätte sagen können, sie hätten eine Sprache, die, vom Ohr erhört, in ihrem Sinn entschlüsselt würde. Nein, diese nicht. Vielmehr drückten sie das, was sie mitteilen wollten, häufiger durch Gesten und Bewegungen aus, doch ihre Zeichensprache war umfassend und reich an Bedeutungsmöglichkeiten.

»Klee ist Nahrung. Wir essen ihn oft«, machte Crebs Hand.

»Ja«, nickte Iza, »auch heute. Des Zaubers Kraft liegt in der

Zubereitung. Ein großes Bündel Klee wird in wenig Wasser gekocht. Ihm wird entzogen, was nötig ist. Die Blätter werden weggeworfen.«

Creb nickte bezeichnend.

»Erlenrinde«, deutete sie an, »reinigt das Blut und treibt die bösen Geister aus, die es vergiften.«

»Du hast aber etwas aus dem Beutel da genommen.«

»Ja, gemahlene Hopfen; hier, die reifen Zapfen mit den feinen Härchen. Das beruhigt, und sie kann schlafen. Denn während die Geister miteinander kämpfen, braucht sie Ruhe«, machte Iza und deutete auf das Mädchen.

Creb nickte wieder bedächtig. Dass Hopfen schnellen und tiefen Schlaf brachte und – anders bereitet – auch milde Wirbel im Kopf und den ganzen Körper leichter machte, wusste auch er. Obwohl auf Izas Zubereitungen immer neugierig, verriet er nur selten freiwillig etwas über die Art, wie er die Zauberkraft der Kräuter einsetzte. Dieses Wissen war geheim, nur den Mog-urs und ihren Gehilfen gestattet. Für Frauen war es nicht bestimmt, nicht einmal für Medizinerinnen. Zwar wusste Iza mehr über die wundersamen Kräfte von Pflanzen als er, und es stand zu befürchten, dass sie allzu viel erriet, aber es konnte auch nichts Gutes bringen, wenn sie sich zu viel über seine Kunst merkte.

»Und die andere Schüssel?« Sein Armstumpf hob sich in deren Richtung.

»Da ist nur Brühe drin. Das arme Kind ist ja halb verhungert. Was ihm wohl geschehen ist? Woher kommt es? Wo sind seine Leute? Es muss viele Tage allein umhergewandert sein.«

»Das wissen die Geister«, antwortete Mog-ur. »Glaubst du, dein Heilzauber wird bei ihr wirken? Sie gehört nicht zum Clan.«

»Ich glaube schon. Die Fremdlinge sind uns ähnlich. Mutter hat uns doch von dem Mann erzählt und seinem gebrochenen Arm, den ihre Mutter dann geheilt hat. Und bei ihm wirkte der Clan-Zauber auch, wenn es auch etwas länger dauerte, bis er nach dem Schlafmittel wieder die Augen aufschlug.«

»Es ist traurig, dass du sie nie gesehen hast, Iza, die Mutter unserer Mutter. Sie war eine gute Medizinfrau. Auch Leute anderer Clans sind zu ihr gekommen. Jammervoll, dass sie so bald von uns ging, nachdem sie unsere Mutter geboren hatte, und in das Reich der Geister kam. Sie und auch der Mog-ur vor mir haben selbst von diesem Mann erzählt, der eine Weile blieb, nachdem er wieder laufen konnte. Er jagte mit dem Clan; muss ein guter Jäger gewesen sein, denn er durfte sogar an einem Jagdfest tanzen. Ja, es ist wahr, es sind Menschen – Erdlinge wie wir –, aber sie sind anders.«

Der Mog-ur ließ den Arm sinken. Iza war viel zu scharfsinnig, als dass er ohne Preisgabe seiner Stellung weitermachen konnte, denn für Iza wäre es leicht gewesen, sich ein Bild von den geheimen Ritualen der Männer zu machen.

Crebs Schwester prüfte noch einmal den Inhalt ihrer Schüsseln, dann legte sie den Kopf des Kindes in ihren Schoß und flößte ihm in winzigen Schlucken das Gebräu aus der Beinschüssel ein. Das Kind murmelte abgerissene Worte und versuchte, sich gegen das Bittere in seinem Munde zu wehren, aber sein ausgehungertes Körper gierte nach Nahrung. Iza hielt das Mädchen so lange im Schoß, bis es in einen tiefen Schlaf sank, tastete prüfend nach der Kleinen Herz, das jetzt gleichmäßiger schlug, legte ihr Ohr an den Mund des Kindes und hörte, wie die Luft ruhig ein- und ausging. Sie hatte getan, was in ihrer Macht stand. Wenn der Tod dem Kind nicht schon zu nahe war, gab es Hoffnung; nur noch die Geister konnten helfen.

Iza sah, wie Brun sich zu ihr auf den Weg machte. Missvergnügt schaute er zu ihr, sodass sie hastig aufsprang und den Frauen zur Hand ging. Seit seiner Entscheidung hatte er nicht mehr an das fremde Kind gedacht, jetzt aber stiegen in ihm düstere Bilder auf. Zwar war es Sitte, die Augen abzuwenden, wenn andere miteinander sprachen, aber es war wirklich augenfällig, was den Clan bewegte. Die Verwunderung der ihm Anvertrauten über die Erlaubnis Iza gegenüber, das Kind mitzunehmen, weckte nun auch in ihm ein Gefühl der Unsicherheit, und es regte sich die Furcht, dass der Zorn der Geister durch den Findling noch genährt wer-

den könnte. Dies wollte er seiner Schwester klarmachen und zu ihr hinübergehen, als Creb ihn zurückhielt.

»Was gibt's, Brun? Dein Gesicht ist voll Sorge.«

»Iza muss das Kind hierlassen, Mog-ur. Es gehört nicht zum Clan. Die Geister zürnen, wenn es bei uns ist und wir nach einer neuen Höhle suchen. Ich hätte Iza nicht erlauben sollen, es mitzunehmen.«

»Nein, Brun«, entgegnete der Mog-ur. »Schutzgeister werden durch Güte nicht erzürnt. Du kennst Iza. Sie kann es einfach nicht ertragen, ein Geschöpf leiden zu sehen, ohne zu versuchen, ihm zu helfen. Und die Geister kennen sie doch auch. Wenn sie nicht wünschten, dass Iza dem Kind hilft, dann hätten sie es ihr nicht auf den Weg gelegt. Das Kind mag vielleicht dennoch sterben, Brun, aber wenn der Große Bär es in die Welt der Geister rufen will, dann lass das seine Entscheidung sein. Rühre du jetzt nicht daran. Das Kind wird sterben, wenn wir es zurücklassen.«

Brun war noch nicht überzeugt; etwas an dem Kind machte ihn unruhig. Doch er unterwarf sich des Mog-urs größtem Wissen um die Geister und ihr Reich und gab Ruhe.

Nach dem Verzehr hockte Creb, in Schweigen versunken, da und wartete auf die anderen, bis auch sie fertig waren; erst dann würde er mit den allabendlichen Beschwörungen der Geister beginnen. Inzwischen richtete Iza für den Bruder den Schlafplatz und bereitete einiges für den nächsten Tag. Der Mog-ur hatte bestimmt, dass Männer und Frauen nicht Leib an Leib liegen durften, solange keine neue Höhle gefunden war, damit die Manneskraft den Ritualen gelte und allen das Gefühl gegeben wurde, sie leisteten etwas, was sie einer neuen Heimstatt näher brachte.

Iza berührte das nicht sonderlich. Sie hatte einen Gefährten gehabt – er war bei dem Einsturz der Höhle ums Leben gekommen – und bei seiner Bestattung mit dem üblichen Schmerz um ihn getrauert; es hätte Unglück gebracht, anders zu handeln; aber sie war nicht betrübt über seinen Tod, denn er war grausam gewesen und nie zufriedenzustellen. Zuneigung hatte es zwischen ihnen nie gegeben, und sie wusste nicht, was Brun über sie beschließen würde, jetzt

wo sie allein war. Denn jemand würde für sie und das Kind, das sie in sich trug, sorgen müssen. Für Creb hätte sie gerne weitergekocht.

Er hatte von Anfang an ihr Feuer geteilt und zu verstehen gegeben, dass er ihren Gefährten ebenso wenig mochte wie sie, wenn er sich auch niemals in die Schwierigkeiten ihrer Verbindung eingemischt hatte. Schon immer galt ihr es als Ehre, für den Mog-ur zu kochen; aber es war noch mehr. Sie mochte ihren Bruder nach und nach so, wie die anderen Frauen ihren Gefährten mochten.

Iza bedauerte Creb manchmal, der eine eigene Gefährtin hätte haben können. Doch sie wusste, dass trotz seiner großen Zaubermacht und hohen Stellung im Clan keine Frau je seinen missgestalteten Körper und sein vernarbtes Gesicht ohne Abscheu ansah, und sie war sicher, dass auch er es wusste. So nahm er niemals eine Gefährtin; auch nicht mit dem Körper, was ihm zusätzliche Achtung verschaffte. Jeder, vielleicht außer Brun, fürchtete den Mog-ur. Nur Iza nicht, die, seit sie da war, Crebs Sanftmut und Empfindsamkeit erfahren hatte als eine Seite seines Wesens, die er selten offen zeigte.

Und ebendiese Seite regte sich nun wieder; denn statt seinen Geist ganz auf die heilige Handlung zu richten, war der Mog-ur bei dem kleinen Mädchen. Schon immer war er begierig gewesen, etwas über die Leute dieser Art zu erfahren, aber die Clan-Gefährten gingen den Fremdlingen möglichst aus dem Weg, und nie zuvor hatte er eines ihrer Kinder gesehen. Er konnte nicht wissen, dass dieses Beben der Erde das Kind zur Waise gemacht hatte, doch es überraschte ihn, dass die anderen so nahe waren. Gewöhnlich hielten sie sich viel weiter unten im Land auf, dort wo es in der warmen Zeit viel länger hell blieb als hier oben.

Er sah, wie einige Männer aufstanden, um den Lagerplatz zu verlassen. Er stemmte seinen Stock in die Erde und zog sich daran hoch; es galt, die Vorbereitungen zu überwachen, denn das Ritual war der Männer Vorrecht und Pflicht zugleich. Selten genug gab es für die Frauen Gelegenheit, an den Beschwörungen teilzuhaben, und von dieser waren

sie gänzlich ausgeschlossen. Größtes Unheil wäre über den Clan gekommen, hätte eine Frau je die geheimen Handlungen der Männer beobachtet; die Schutzgeister wären vertrieben, der ganze Clan dem Tod geweiht.

Doch die Gefahr, dass dieses Ungeheuerliche geschehen würde, war gering. Niemals wäre es einer Frau in den Sinn gekommen, sich auch nur in die Nähe eines so bedeutsamen Ereignisses zu wagen. Davon abgesehen war die Abwesenheit der Männer eigentlich hochwillkommen, konnte man doch endlich einmal ausspannen und machen, was man wollte, ohne gleich von ihnen zu einer Arbeit oder der Vereinigung der Körper gezwungen zu werden, was besonders mühsam wurde, wenn die Männer in der jagdarmen Zeit beim Clan waren und dann, voller Unrast und äußerst reizbar, das Jagdpech die Gefährtinnen entgelten ließen. Auch die Frauen wünschten sich von Herzen, dass man endlich eine neue Höhle fände; sie hätten gerne geholfen, aber zu befehlen oder zu fordern, wohin es gehen sollte, war ihnen verwehrt. Brun bestimmte die Richtung.

Die Frauen wurden nicht um Rat gefragt. Sie vertrauten den Männern, die führten, die Verantwortung übernahmen und Entscheidungen trafen. Zu einer Veränderung dieser Aufteilung der Arbeit und der Macht war man schon seit langem nicht mehr fähig. Gepflogenheiten, die vor Tausenden von Sommern und Wintern angenommen worden waren, lagen jetzt im Körper beschlossen. Männer wie Frauen fanden sich kampflös damit ab; in Unvermögen erstarrt, würde es ihnen nie gelingen, aus ihrer Haut herauszukommen und sich an das Neue heranzumachen.

Nachdem die Männer nun gegangen waren, versammelten sich die Frauen um Ebra und hofften, auch Iza würde sich zu ihnen hocken, damit endlich ihre Neugier gestillt würde. Doch die Medizinfrau fühlte sich wie erschlagen; erschöpft blieb sie bei dem Kind, das sie nicht alleinlassen wollte. Sie legte sich daneben und schlang zärtlich ihr Fell um das schlafende Mädchen, das sie im flackernden Licht des sterbenden Feuers wie gebannt beobachtete. Seltsam, dieses kleine Ding, fand sie. Recht hässlich eigentlich. So

ein flaches Gesicht unter der hohen, gewölbten Stirn, und die Nase nur ein kleiner Stumpf ... Und dieser merkwürdige knochige Auswuchs unter dem Mund ... Dabei bewegte Iza die Lippen, als spräche sie zu sich selbst. Wie alt sie wohl ist? Sie ist so groß, das täuscht. Und so mager. Man kann ja die Knochen fühlen, ging ihr durch den Kopf. Beschützend legte sie ihren Arm um den Findling.

Der Mog-ur trat etwas zurück, als die Männer eintrafen. Jeder suchte sich seinen Platz hinter einem der Steine, die ringförmig innerhalb eines größeren Kreises von Fackeln angeordnet waren. Sie befanden sich auf freiem Feld, fern vom Lagerplatz. Der Zauberer wartete, bis alle Männer sich gesetzt hatten. Nach einer Weile trat er in die Mitte des Steinkreises, in der Hand einen brennenden Stab wohlriechenden Holzes. An der Stelle, wo nur sein Stock im Boden stak, drückte er die kleine Fackel in die Erde.

Hoch aufgerichtet stand er in der Mitte des Kreises. Über die Köpfe der sitzenden Männer hinweg sah er mit träumerischem, schwimmendem Blick in dunkle Fernen, als schaute er mit seinem einen Auge eine Welt, für die anderen nie zu erblicken. Mit seinem schweren Umhang aus der Haut des Höhlenbären war er eine fast beängstigende und seltsam unwirkliche Gestalt. Ein Mensch und doch kein Mensch, mit seinem zerschundenen Körper und dem entstellten Gesicht; nicht mehr und nicht weniger, einfach anders. Aber gerade seine Missgestalt verlieh ihm etwas Übernatürliches, das niemals ehrfurchtgebietender wirkte als in solchen Augenblicken.

Plötzlich brachte er mit einer blitzschnellen Handbewegung einen Schädel zum Vorschein. Mit dem kräftigen linken Arm hielt er ihn hoch über seinen Kopf und drehte sich langsam im Kreis, sodass ein jeder die klobige, hoch aufgewölbte Form sehen konnte. Der Schädel des Bären! Die Männer starrten ihn an, der im flackernden Fackellicht weiß leuchtete. Der Mog-ur setzte ihn vor der kleinen Fackel auf den Boden, ließ sich dahinter nieder und schloss den Kreis.

Ein junger Mann, der neben ihm saß, erhob sich und griff nach einer Holzschale. Goov hieß dieser, der, man hatte kurz

vor dem Erdbeben ihn feierlich zum Manne gemacht, schon als Junge zum Gehilfen des Mog-ur bestimmt war und diesem schon oft bei seinen Vorbereitungen geholfen hatte. Doch erst jetzt war es ihm erlaubt, an den Kulthandlungen selbst teilzunehmen. Bevor sie aufgebrochen waren, eine neue Höhle zu suchen, hatte er es zum ersten Mal gedurft.

Für Goov würde der Einzug in eine neue Höhle von besonderer Bedeutung sein, denn hierbei könnte er dem großen Mog-ur selbst über die Schulter sehen und sich die Feinheiten einprägen, die zu diesen selten vorgenommenen und schwer zu beschreibenden heiligen Handlungen gehörten. Als Kind war ihm der Zauberer furchtbar erschienen, wenn er auch gespürt hatte, dass es zur Ehre gereichte, erkoren zu werden. Seitdem hatte der junge Mann nach und nach erfahren, dass der Krüppel nicht nur der hellstichtigste Mog-ur war, den er kannte, sondern dass sich hinter seiner herben Strenge auch etwas Gütiges und Sanftes verbarg. Deshalb achtete Goov ihn als Vorbild und liebte ihn.

Vorhin, als Brun Befehl zum Halten gegeben hatte und ihm die untergehende Sonne gerade noch genügend Licht hinterließ, hatte der junge Mann den Trank zubereitet, der sich jetzt in der Kultschale befand. Zwischen zwei Steinen musste man zunächst ganze Daturapflanzen zerstampfen. Und dann kam das Schwierige, nämlich Menge und Verhältnis von Blättern zu Stängeln und zu Blüten richtig abzuschätzen. Danach war kochendes Wasser darüberzugießen, und dann hatte das Gebräu so lange zu ziehen, bis die heilige Handlung begann.

Unmittelbar bevor der Mog-ur in den Kreis getreten war, hatte Goov den starken Daturasud über seine gespreizten Finger gegossen und in die Kultschale fließen lassen und erhoffte ängstlich das zustimmende Nicken des Zauberers. Goov hielt die Schale, während der Mog-ur einen kleinen Schluck nahm, beifällig nickte und dann trank. Erleichtert und stolz vor Freude, trug Goov, der Rangordnung der Männer folgend, die Schale reihum. Zuerst zu Brun. Jedem hielt er das Gefäß an den Mund, bestimmte die Menge, die zu trinken war, und leerte als Letzter die Schale.

Der Mog-ur wartete, bis sein Gehilfe sich gesetzt hatte; dann gab er das Zeichen. Mit den stumpfen Enden ihrer Speere begannen die Männer, rhythmisch auf den Boden zu klopfen. Das stetige dumpfe Pochen der Speere steigerte sich, bis kein anderes Geräusch mehr zu hören war. Das dröhnende Auf und Ab der Speerschäfte bannte die Hirne der Männer, die plötzlich aufsprangen und sich hin und her bewegten, bis auf den Zauberer, der unverwandt auf den Schädel starrte. Sein brennender Blick zwang die Augen der Männer auf den heiligen Bärenschädel. Als die Gesichter der Männer in zitternder Erregung sich verzerrten und auf ihren Körpern Wasserperlen funkelten, blickte Creb zu seinem Bruder, dem Mann, der den Clan führte, und jetzt vor dem Schädel niedersank.

»Geist des Bisons, Zeichen des Brun«, begann der Mog-ur und vollführte mit der einen Hand eine rasche Folge gewellter, verschlungener und zerhackter Bewegungen, ohne ein weiteres Wort als »Brun« hervorzustoßen, die überkommene und wesensmäßige Weise, in der mit Geistern, aber auch mit anderen Clans Verbindung aufgenommen wurde. Inständig beschwor er den Geist des Bisons, ihnen alles Böse zu vergeben, das sie vielleicht getan und welches ihn erzürnt hatte, und erflehte seine Hilfe.

Dieser Mann, er zeigte auf Brun, habe doch die Geister immer geehrt und stets die Gebräuche des Clans beachtet. Er sei ein starker Führer, klug und gerecht, ein guter Jäger, kümmere sich um alles, sei doch ein besonnener Mann, des mächtigen Bisons würdig. Er, der große Geist, solle sich nicht abwenden, sondern Brun zu einer neuen Höhle führen, zu einem Ort, wo auch er zufrieden sei.

Danach richtete der Mog-ur seine Augen auf den Zweiten des Clans. Als Brun wie betäubt auf seinen Platz zurückwich, sank Grod vor dem Schädel des Höhlenbären in die Knie und hob die Hand zur Beschwörung, die noch nie Frauen widerfahren war, da sie nicht zu wissen hatten, dass ihre Männer, die stets vermeinten, unerschütterliche Kraft zu zeigen, die Geister genauso flehentlich baten, wie die Frauen oft die Männer.

»Geist des Braunbären, Zeichen des Grod«, begann der Mog-ur von neuem und heischte behänd um die Gunst dieses Geistes. Und so wurde das Zeichen des Geistes eines jeden Mannes angerufen. Als die Reihe um war, hielt der Mog-ur den Blick wieder auf den Schädel gerichtet; die Männer stampften wieder mit ihren Speeren auf den Boden; ein neuerliches Zittern durchlief die gedrunghenen Körper.

Alle wussten sie, was nun kommen würde. Nicht das Hirn, der Körper zeigte ihnen an, was Abend für Abend zu geschehen hatte und dennoch mit unverhohlener Begier erwartet wurde: Der Mog-ur würde den Geist des Bären rufen, sein eigenes Zeichen, jenen unter den Geistern, den sie am meisten verehrten.

Der Höhlenbär war nicht nur des Mog-urs Zeichen, er war das Zeichen aller; der mächtigste aller Geister, der höchste Beschützer, und mehr als das. Durch ihn fühlten die Clan-Leute sich eingebunden in die Gemeinschaft derer, die wie sie waren. Indem sie verehrten, was ihnen gemeinsam war, waren sie vereint und spürten die Kraft, welche all die kleinen, verstreut lebenden Clans zusammenfügen konnte, den großen Clan des Bären.

Mit einem Mal – und weit ausholend – gab der einäugige Zauberer das Zeichen. Schnell ließen die Männer ihre Speere sinken und setzten sich hinter ihre Steine, doch das schwere Gedröhn pulste noch durch ihre Adern und hämmerte in den Köpfen.

Der Mog-ur griff in einen kleinen Beutel und entnahm ihm getrocknete Bärlappsporen. Dann hielt er die Hand über die kleine Fackel, beugte sich vor und blies in die Flamme. Regengleich prasselten die Sporen in das Feuer, flammten auf und taumelten im grellweißen Lichtschein rings um den Bärenschädel zu Boden.

Der Bärenschädel leuchtete auf und gewann an Leben für die Männer, deren Sinne die Daturapflanze getrübt hatte. Die hohle Klage einer Eule trieb ihnen Schauer über den Rücken.

Machtvoll hob der Mog-ur an zu deuten und mit beredten Zeichen den Geist zu beschwören, seinem Clan eine neue

Höhle zu geben, so wie einst der Höhlenbär den Groß-Clan gelehrt hatte, in Höhlen zu leben und Felle zu tragen. Auch schützen sollte er den Clan, vor dem grimmigen Geist des Winters und der weißen Berge, der Stürme und der Kälte. Erhören möge er die Bitte seines Clans, jetzt wo er ruhelos und ohne Schutz war, ihn vor dem Bösen zu bewahren und ihn nicht zu verlassen.

Er habe sie doch immer schon geführt, von Anfang an, und alles sei durch ihn bestimmt. Und plötzlich legte der mächtige Mog-ur die gesunde Hand über die buschigen Augewülste und versank in starrem Schweigen. Sein Hirn bewegte sich. Es sah. Zurück und nach vorne. Den Anfang und das Ende. Crebs Hirn schichtete Erfahrungen wie Steine so schwer und suchte sie zu verbinden. Es dachte in ihm. Eigentlich waren diese Erdlinge sehr einfach im Kopf. Sie hatten dort ein massiges Gehirn sitzen, größer als das aller anderen ihrer Art vor ihnen und noch kommender. Sie waren einzigartig, die höchste Ausformung einer Hominidenart, deren Gehirn sich im Hinterhaupt entwickelt hatte, wo der Gesichtssinn sitzt, die Wahrnehmungen des Fühlens, Hörens und Schmeckens gebündelt werden, das Denken erfolgt und dort auch als Gedachtes gespeichert wird. Diese Fähigkeit machte sie zu außergewöhnlichen Geschöpfen, die hinter ihren flachen, fliehenden Stirnplatten das bewusste Wissen vom Urverhalten entwickelt und verfügbar hatten. Jedoch nicht nur die eigenen Erinnerungen lagen dort, sondern sie konnten auch die Erinnerungen derer, die vor ihnen da waren, in sich wachrufen. Und noch ein weiterer Gedankenschritt war möglich. Manche konnten auf gemeinsam Erfahrenes zurückgreifen, sich der Entwicklung ihrer eigenen Art erinnern, und wenn sie tief in sich hineinblickten, konnten sie diese Erinnerung, die bei ihnen allen die gleiche war, verschmelzen und geistig eins miteinander werden.

Und ebendieses Vermögen war im Gehirn des zernarbenen, krüppeligen Zauberers vollendet entwickelt. Creb, der sanfte, behinderte Creb, dessen übergroßes Gehirn im Kopf die Entstellung seines Körpers verschuldet hatte, hatte als Mog-ur gelernt, die Macht ebendieses Hirnes zu gebrau-

chen, das er einsetzte, um die Gefährten in der Runde, von denen doch jeder mit sich alleine war, zu einem Geist, zu einem Fühlen zu verschmelzen und dann zu lenken bis hin in die Vergangenheit ihrer Art, wo sie mit ihren Vorfahren eins werden konnten. Er war der Mog-ur. Er besaß wahre Macht – und nicht die Macht des Scheins, die sich nur auf Lichtzauberei oder durch berausende Mittel erzeugte Verwirrung des Kopfes verstand. Für Creb war dieses nur Beiwerk, eine Einstimmung der Männer auf den Weg, den er sie führen würde.

Und dann durchlebten sie in dieser stillen, von fernen Himmelslichtern erleuchteten Nacht Visionen, die einfach nicht beschrieben werden können, denn sie sahen diese Bilder nicht nur, sondern sie fühlten sie auch in sich, wie sie aufstiegen aus dem Nebel der Erinnerung, der Ahnung und des Unbewussten, mählich zu Vorstellungen gerannen und fassbar wurden. In den Tiefen ihres Geistes fanden sie die unentwickelten Gehirne, sie sahen sich als Meerestgeschöpfe, die in ihrem warmen, salzreichen Lebenslement dahintrieben, sie durchstanden den Schmerz ihres ersten Atemzugs an der Luft, sie kämpften den Kampf der Zweielementigen, als diese sich zu Wasser und zu Land bewegen lernten.

Da der Höhlenbär das alle verbindende Zeichen war, beschwor der Mog-ur ein Urwesen, das beide Arten, die säugenden Tiere und die Menschen, und zahllose andere hervorgebracht hatte, und verschmolz die Sinne der Männer mit den Anfängen des Bären. Und indem sie die Zeiten durchlebten, als sich die Berge falteten und Feuer spien, Kälte das Land umklammert hielt, das sich vom Wasser geschieden hatte, traten sie nach und nach in den Körper eines jeden ihrer Vorfahren und wurden jener gewahr, die sich abspalteten und andere Formen bildeten. Es war ihnen, als seien sie ein Teil allen Lebens auf der Erde; und die Ehrfurcht, die daraus erwuchs, selbst für die Tiere, die sie töteten und von denen sie sich nährten, legte den Grund für die geistige Einheit mit ihren Zeichen. Auf diese Weise durchmaßten sie die Zeiten, und erst als sie der ihren nahe kamen, spalteten sie sich auf und wurden ihre Ahnen und schließlich wieder sie selbst.

Das alles dauerte eine ganze Ewigkeit, dabei war doch nur eine kurze Zeit verstrichen. Als die Männer – einer nach dem anderen – zu sich selbst zurückgekehrt waren, standen sie leise auf und gingen davon. Sie wickelten sich in ihre Felle und fielen in einen tiefen Schlaf ohne Träume, denn die waren schon verbraucht.

Der Mog-ur war der Letzte. Einsam und versunken saß er da. Ja, zwar waren sie fähig, die Leute des Clans, das Vergangene in seiner ganzen Tiefe zu erleben und zu versinken in die Bilder ihrer Abkunft. Doch war da eine Grenze, die Creb spürte, die andere aber nie sehen würden: Sie konnten nicht vorausblicken. Nur er allein hatte eine Ahnung dieser Möglichkeit.

Nur der Mog-ur war sich bewusst, dass das Gegenwärtige das Vergangene vom Kommenden unterschied. Nur er begriff, dass die Leute des Clans nichts Neues schaffen konnten, für das Übermorgen nicht zu planen, nicht vorauszusehen vermochten. All das, was sie im Kopf oder in ihren Händen hatten, war eine Wiederholung dessen, was schon früher getan worden war. Selbst das Vorratsammeln für die kargen Zeiten kam letztlich aus vergangener Erfahrung.

Doch einmal hatte es die Zeit gegeben – schon lange war es her –, als Neues weniger zögernd in die Köpfe kam. Da war ein Stein gefunden worden, zersprungen, scharfkantig und sehr wohl geeignet, das Weichere mit Leichtigkeit zu schneiden; man dachte sich, dass dieses auch mit Absicht herzustellen sei, und schlug das Steinzeug so in Form, dass man's als Werkzeug nutzen konnte. Da war das warme Ende eines Stocks, gezwirbelt zwischen flachen Händen, aus Neugier, ob's noch wärmer würde, noch rascher bewegt worden und noch länger, bis das trockene Gras drum herum sich kräuselte, zu rauchen begann und plötzlich brannte. Doch mit der Fülle der Erinnerungen, die ihre Hirne ausweiteten, nahm die Fähigkeit dieser Menschen zur Veränderung rasch ab. Es war kein Raum mehr für neue Einfälle, für Erfundenes, was man im Kopf hätte behalten müssen; auch waren ihre Schädel schon zu groß, und die Frauen taten sich schwer beim Gebären.

Das Leben der Clan-Leute war unveränderlich. Vom ersten Lichtblick an bis zum Eintritt in das Reich der Geister war alles durch die Vergangenheit bestimmt und eingegrenzt. Es war ein Versuch zu überleben, unbewusst und ungeplant, als letzte Kraftanstrengung der Natur, diese eine Art von Menschen nicht aus sich heraus sterben zu lassen. Doch eigentlich umsonst! Die Veränderung um sie herum war nicht mehr aufzuhalten; sie geschah einfach. Und Widerstand dagegen war tödlich, dem Überleben entgegengerichtet.

Es machte den Clan-Leuten Mühe, sich anzupassen. Erfindungen gab es nur zufällige, und häufig wurden sie nicht genutzt. Und wenn man etwas erlebte, das neu war, konnte das zwar dem Hirn vermittelt werden, aber jede Veränderung hieran vollzog sich nur langsam und mühselig. War ihnen die Natur jedoch einmal aufgezwungen, so folgten sie starr der neuen Richtung. Und weil sie nicht lernen konnten, ließen sie sich leiten. Doch diese Art war nicht gerüstet für ein Überleben in der Welt um sie herum, die sich ständig wandelte. Sie hatten nichts im Kopf, was sie in eine andere Richtung hätte lenken können. Dieses würde einer anderen Art des Menschen vorbehalten bleiben, deren Hirn vielschichtiger wäre und auf das Zukünftige gerichtet.

Während der Mog-ur sinnend bei den Steinen saß und zusah, wie die letzte Fackel blaffend erlosch, entstand vor ihm das Bild des Findelkindes, das Iza mitgenommen hatte. Seine Unruhe wuchs sich zu einem körperlichen Unbehagen aus. Menschen seiner Art war man schon früher begegnet. Nicht viele dieser zufälligen Begegnungen waren gut verlaufen. Woher sie gekommen waren, diese Fremdlinge, war ihm unerklärlich. Was er wusste, war, dass sie Neulinge waren im Land und dass es seitdem anders war hier, wo der Clan sich befand. Und es schien ihm, dass sie die Veränderung mit sich brächten.

Creb schüttelte sich, als könne er loswerden, was ihn bedrückte, hüllte den Schädel des Bären sorgfältig in seinen Umhang, langte nach seinem Stock und hinkte davon.

3. KAPITEL

Das Kind wälzte sich herum und stöhnte.

»Mutter«, schrie es und fuchtelte wild mit den Armen, und nochmals, lauter: »Mutter!«

Leise vor sich hin murmelnd, zog Iza das angstgepeinigte Wesen an sich. Die wärmende Nähe der Frau und die beruhigenden Laute durchdrangen seine Fieberträume und trösteten die Kleine, die sich bisher rastlos hin und her geworfen und Iza mit ihrem Gestöhn und fieberirren Geplapper immer wieder geweckt hatte. Diese Laute waren seltsam, so anders als das, was die Clan-Leute herausbrachten. Dem Kind kamen sie leicht über die Lippen, fließend, und ein Laut schwang sich zum nächsten. Iza hätte das nicht nachmachen können, denn ihre Ohren waren nicht darauf vorbereitet, diese feineren Schwingungen des Tons und seine Verschleifungen aufzunehmen. Doch was ihr auffiel, war die besondere Folge von Lauten, die immer wieder zu hören war. Iza war sicher, dass dies ein Name sei, der jemandem gehörte, der dem Kind sehr nahe gewesen war. Doch als sie spürte, dass durch sie die Kleine getröstet war, begann sie, es zu ahnen.

Eigentlich kann sie noch nicht sehr alt sein, dachte Iza. Nicht einmal wie man Nahrung sucht, hat sie gewusst. Wie lange sie wohl schon alleine war? Was ihr denn zugestoßen sein mag? War's vielleicht auch das fürchterliche Beben der Erde gewesen? Ob sie schon lange so allein umherlief? Und wie war sie dem Höhlenlöwen entkommen, ohne mehr als diese Prankenhiebe abbekommen zu haben? Mächtige Geister müssen sie beschützen, dachte Iza.

Der Tagesanbruch näherte sich, und es war noch dunkel, als die Hitze im Körper des Kindes etwas absank. Iza drückte die schweißgebadete Kleine fest an ihre Brust und freute sich. Wenig später erwachte das Mädchen, verwirrt, und schaute auf und wusste nicht, wo es lag, denn ringsum war

Finsternis. Sie spürte die weiche Fülle der Frau, die nach Milch roch und Kräutern, schloss wieder die Augen und fiel in einen ruhigeren Schlaf.

Als der Himmel erblasste und der schwache Schimmer des Tages die Bäume scharf umriss, kroch Iza leise unter dem warmen Fell hervor, schürte das Feuer und legte Holz nach. Dann ging sie zu dem kleinen Bach, füllte eine Schale mit dem klaren Wasser und schälte Rinde von einer nahen Weide. Einen Augenblick lang verharrte sie, umfasste ihr Amulett und dankte den Geistern, dass sie die Weidenbäume hatten wachsen lassen, so üppig gar, und ihnen eine heilende Rinde gegeben. Gegen Schmerzen kannte sie stärker wirkende Mittel, doch diese schläfernten auch die Sinne ein. Die wohltätige Rinde der Weide jedoch betäubte nur den Schmerz und senkte das Fieber.

Einige Frauen und Männer fingen an, sich aus den Fellen zu schälen, als Iza schon am Feuer saß und kleine heiße Steine in die Schale mit dem Wasser und der Weidenrinde tauchte. Als der Trank fertig war, trug sie ihn zum Fell. Sorgsam stellte sie die Schale in eine kleine Mulde im Boden, die sie dort ausgehoben hatte, dann legte sie sich daneben und betrachtete das Kind aufmerksam, dessen Atem tief und regelmäßig war. Das ungewöhnlich fein gestaltete Gesicht fesselte die Frau und ließ sie genauer hinsehen. Da war die Röte des Sonnenbrands einer leichten Bräunung gewichen und nur auf dem Rücken der kleinen Nase schälte sich die Haut.

Schon einmal hatte Iza einen Erdling dieser Art gesehen, aber nur von weitem. Die Clan-Frauen waren immer vor ihm weggelaufen und hatten sich versteckt. Bei Zusammenkünften der Clans hatte man von hässlichen Zwischenfällen bei zufälligen Begegnungen zwischen den Clan-Leuten und den anderen erzählt, denen man tunlichst aus dem Weg ging. Frauen insbesondere war es nicht erlaubt, mit den Fremdlingen in Berührung zu kommen. Doch die Erfahrung ihres eigenen Clans war nicht ungut gewesen. Iza erinnerte sich, mit Creb über den Mann gesprochen zu haben, der vor langer Zeit mit einem gebrochenen Arm in ihre Höhle hereingetorkelt war, vor Schmerz beinah von Sinnen.

Ein wenig hatte er verstanden, sich ihnen mitzuteilen, aber sein Gebaren war sonderbar. Er unterhielt sich ebenso gern mit den Frauen wie mit den Männern und brachte vor allem der Medizinfrau große Achtung entgegen, beinahe Verehrung, was der Anerkennung durch die Clan-Gefährten keinen Abbruch tat. Während Iza so dalag und das Kind beobachtete, kamen ihr Fragen über Fragen. Langsam kroch die Sonne hinter dem Horizont hervor und strich mit einem ihrer Strahlen über das Gesicht des Kindes, das plötzlich die Augen aufschlug und in ein Paar große braune Augen blickte, die in einem vorgebauten, schnauzenähnlichen Gesicht tief unter wulstigen Brauenbögen saßen.

Die Kleine schrie vor Entsetzen auf und drückte die Augen wieder zu. Iza zog sie noch näher an sich; sie spürte, wie der abgemagerte, kleine Körper vor Angst zitterte, und brummte beruhigend. Irgendwie waren diese Laute dem Kind vertraut, vertrauter aber war die tröstliche Wärme der Frau. Und so allmählich verlief sich das Zittern. Langsam öffnete das Mädchen die Augen einen winzigen Spaltbreit und blickte auf Iza. Doch diesmal schrie es nicht, öffnete die Augen ganz und starrte auf das Angst einflößende, fremde Gesicht der Frau.

Auch Iza starrte voller Verwunderung auf das Kind. Nie zuvor hatte sie Augen von der Farbe des wolkenlosen Sommerhimmels gesehen. Einen Herzschlag lang glaubte sie, das Kind wäre blind, denn über den Augen der älteren Clan-Leute bildete sich manchmal ein Schleier, der die Farbe der Augen heller machte und ihr Licht trübte. Doch die Pupillen der Augen des Kindes weiteten sich beim Sehen wie bei Gesunden. Es konnte keinen Zweifel geben, dass sie Iza sah. Und wenn dem so war, dann musste das lichte Blaugrau die Farbe ihrer Augen sein!

Die Kleine lang ganz still, die Augen weit geöffnet, und wagte nicht, sich zu rühren. Als Iza ihr aufhelfen wollte, zuckte sie vor Schmerz zusammen. Und mit einem Mal stürzten die Erinnerungen auf sie ein. Schaudernd sah sie wieder den fürchterlichen Löwen vor sich, spürte die scharfen Krallen, die ihr Bein aufrissen. Dann sah sie sich zum